



Unter dem rothen Kreuz.

VON
D^r Julius Naundorff.

LEIPZIG
Veit & Comp.
1867.



Unter dem rothen Kreuz.

Unter dem rothen Kreuz.

Fremde und eigene Erfahrungen

auf

Böhmischer Erde und den Schlachtfeldern der Neuzeit

gesammelt

von

Dr. Julius Naundorff,

Hauptmann und gewesenen Feldhospitalcommandanten.



Leipzig,

Verlag von Veit & Comp.

1867.

Das Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen behalten sich Verfasser und Verleger vor.

Ihrer Königlichen Hoheit

der Frau Kronprinzessin

Carola von Sachsen

in tiefster Ehrfurcht

gewidmet

vom

Verfasser.

B o r r e d e .

Borreden werden meistens zwar geschrieben, aber nur selten gelesen. Es ist das vermuthlich ihre Prädestination, und niemand möge es dem anspruchslosen Autor verargen, wenn er sich einer so undankbaren Aufgabe möglichst schnell zu entledigen sucht.

Was wäre auch, um kurz und bündig zu sein, hierbei zu schreiben, als eine Variation über Titel und Inhaltsverzeichnis, und ihr höchstens beizufügen, daß es sich in den vorliegenden Blättern durchaus nicht um die Erforschung wissenschaftlicher Probleme handle.

In schmuckloser Rede werden in ihnen gemeinverständliche Dinge und Vorgänge besprochen; zu ihrer Darstellung, zu ihrer Auffassung bedurfte es eines großen Aufwands scharfsinnigen Nachdenkens nicht. Wenn sie ein Verdienst besitzen, so liegt es nicht hierin, sondern in der allgemeinen Nützlichkeit ihres Gegenstandes, welcher bedeutungsvoll genug ist, um auch einem mehr gut gemeinten als gut geschriebenen Buche Interesse zu verleihen.

Der Schriftsteller, welcher mit seinem Namen an die Deffentlichkeit tritt, muß des Urtheils über seine Leistungen gewärtig sein. Ich trete nicht ohne Schüchternheit vor diesen ernstern Richterstuhl, denn wenn ich auch schon mit anderen Werken mich seinem Auspruch unterwarf, so geschah es doch immer unter dem Schleier der Anonymität, welchen man dicht genug weben kann, um sich unter ihm geborgen und beruhigt zu wissen. Jedoch der Würde und dem Ziel des diesem Buche zu Grunde liegenden Gedankens glaubte ich meinen Namen nicht vorenthalten zu dürfen. Es geschieht sicher nicht aus Eitelkeit, sondern es ist ein edleres Gefühl, welches mich hierzu bestimmte.

Möge man deshalb ein Werk mild beurtheilen, über dessen Mängel sich der Verfasser in vollkommener Klarheit befindet.

Es giebt Bücher, welche durch ihre Schreibart den behandelten Gegenstand heben und adeln, und wieder andere, die durch ihn gehoben und getragen werden. Das hier vorliegende mag sich getrost den letzteren beizählen; ich gestatte mir indeß zu bitten, daß man, wie immer auch die Urtheile über dasselbe lauten mögen, dem Werke wenigstens die Achtung zolle, ehe man sie bildet, es durchlesen und nicht bloß durchblättert zu haben.

Eigene und fremde Erfahrungen, Selbstgedachtes und Nacherzähltes boten gleichzeitig den Stoff für den Inhalt des Buches. Es ist durch Wort und Zeichen wohl überall erkenntlich, wo andere Stimmen redend eingeführt sind; sollte es indeß hier und da nicht der Fall sein, so liegt darin nicht die Absicht verborgen, sich mit fremden Federn zu schmücken, sondern das Fremde verschmolz so unmittelbar mit den eigenen Ansichten, daß eine begrenzte Scheidung unmöglich wurde.

Im Uebrigen hat ein Werk, welches dem warmen Gefühl für Menschenwohl entsprang, nicht Ursache, seinen Stoff allzuängstlich zu sondern; denn rein humanistischen Bestrebungen dienen zu können, gewährt Niemandem einen Grund, sich zu beklagen.

Noch eines werde beigefügt: in alle dem, was diese Blätter enthalten, schwebten dem Verfasser außer da, wo es bestimmt bezeichnet ist, nicht specielle Einrichtungen oder Vorgänge bei irgend einem bestimmten oder einzelnen deutschen Staate vor. Die Gegenstände der Betrachtung wurden vielmehr nur vom allgemeinen und rein objectiven Standpunkt behandelt. Nicht was in diesem oder jenem Lande war und ist, wurde erzählt und besprochen, sondern es wurde in einer Summe verschiedener Erfahrungen und Zustände ein Gesamtbild des Feldsanitätswesens und seiner Hülfsmittel entworfen.

In diesem durch einzelne Factoren entstandenen Gesamtbilde darf man nicht erwarten auf gesonderte Specialitäten zu treffen. Es sind die Uebelstände in ihrer Totalität aufgefaßt, welche dermalen die Feldsanität wohl der meisten Armeen bedrückten, und sie verhinderte, eine

vollkommnere Wirksamkeit zu entfalten. Aber eben so wenig, wie das Feldsanitätswesen der französischen oder der russischen Armee als solches besprochen wird, eben so wenig wurde dasjenige einzelner deutscher Staaten in Betracht gezogen. Eine Ausnahme fand aus den hierfür angegebenen Gründen bei dem amerikanischen und dem preussischen System statt. Sonst aber sei gebeten, nirgends besondere Bezugnahmen unterlegen zu wollen. Wenn diese oder jene Verbesserung empfohlen, oder hier und da ein Vorgang beklagt wurde, so suche man das Beispiel nicht in der oder jener deutschen Armee, nicht bei dem österreichischen, preussischen, bairischen, sächsischen, württembergischen u. s. w., sondern überhaupt nur bei dem Sanitätswesen.

Um nur zwei Fälle anzuführen, so wurde bei Besprechung der Feldhospitäler im allgemeinen gesagt, daß die in ihnen mit aufopfernder Thätigkeit wirkenden Sanitätssoldaten ihre schweren Pflichten meist unbemerkt und ungeehrt üben. Dieß dürfte im Allgemeinen zwar richtig sein, hätte es sich aber um specielle Vorkommnisse gehandelt, so mußte zum Beispiel beigefügt werden, daß jene Bemerkung auf das Königreich Sachsen nicht anzuwenden sei, da diejenigen, welche sich unter den wackeren Krankenwärtern der Feldhospitäler ausgezeichnet hatten, durch die Gnade ihres erhabenen Königs decorirt wurden.

So ist ferner eben so wenig das bei dem Gefecht von Düppel 1849 über das Sanitätswesen gesagte speciell auf die bei diesem Gefecht mitthätigen Sachsen zu beziehen. Es hatten sich deren von sehr tüchtigen Stabsärzten geleitete Feldhospitäler bis dahin noch nicht aufschlagen dürfen. Sie wollten dieß an dem günstigst gelegenen Platze, in Gravenstein, thun, erhielten aber hierzu keine Genehmigung, obwohl dieselbe einige Tage später den Hannoveranern ertheilt worden sein soll. Diese Beispiele mögen genügen.

Ein Werk, welches sich zumeist auf allgemeine Verhältnisse bezieht konnte sich nicht in allzueingehende Details verlieren.

In der Hauptsache: das Vollkommene erwirbt sich Geltung, wo immer es ist. Das minder Vollkommene wird, getrieben von der Zeit und dem Erkenntniß, die höhere Stufe erringen. Es ist nicht nothwendig, das Eine

hier, das Andere dort zu suchen, hier dieses zu preisen, dort über jenes zu klagen: „Rex eris, si recte facies!“

Das Buch ist in den hohen und strahlenden Principien der Humanität unseres vorgeschrittenen Jahrhunderts begründet und auf die unangreifbare Höhe unserer sittlichen Anschauung gestellt. Sie rüstete den Schwachen mit dem Muth der Ueberzeugung aus, welcher das Miltzzeug jeder guten Sache und jedes Kampfes Stärke ist.

Ich unterwerfe seinen Sinn dem gerechten Urtheile unserer Zeit und dem Geiste der Wissenschaft, welcher unsere Culturstufe durchleuchtet. Ein Werk, das ihrem Boden entkeimte und ein Produkt ihrer Reife ist, darf sich schmeicheln, in seiner würdigen Absicht nicht verkannt zu werden.

Zum Schluß stelle ich mein Buch unter den Schutz des Zeichens, welches seinen Titel bildet:

„unter das rothe Kreuz!“ —

Der Sinn dieses heiligen Symbols werde sein Talisman. Unter dieser Flagge steure es hinaus zu freier und „behaltener Fahrt!“ Nicht sollen es stürmende Wellen bedräuen, noch verborgene Klippen stranden lassen. Wohlwollende und offene Herzen soll es finden, und geschirmt und gefeit sei es durch das Zeichen der Liebe und Barmherzigkeit. In welchem Hasen es auch anlege, es sei willkommen heißen und bewahrt:

„unter dem rothen Kreuz!“ —

Dresden, im Mai 1867.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
I. Der Krieg	1
II. Der Gegenkrieg	19
III. Das Sanitätswesen von ehemdem	36
IV. Die Kriegsheilspflege der Gegenwart	51
V. Auf dem Marsch und im Bivouac	72
VI. In der Schlacht	104
VII. Die Sanitätspatrouille	116
VIII. Die Sonne und die Schlacht neigen sich	132
IX. Auf dem Schlachtfeld	153
X. Die Hyänen des Schlachtfeldes	166
XI. Der kommende Morgen	168
XII. Auf der böhmischen Erde	175
XIII. Das Felbhospital	231
XIV. Der Gang durch ein Felbhospital	280
XV. Das Sanitätswesen der Vereinigten Staaten von Nordamerika	316
XVI. Das Militär- und Felbsanitätswesen der preussischen Armee	344
XVII. Die freiwilligen Hilfsvereine	358
XVIII. Der Johanniterorden	394
XIX. Diakonissen und barmherzige Schwestern	412
XX. Die Genfer Convention	438
XXI. „Unter dem rothen Kreuz“	498

I.

Der Krieg.

„Und soll sein auf Erden Blut und Feuer und Rauchdampf und soll sich die Sonne verkehren in Finsterniß, und der Mond in Blut,“ so sprach der heilige Petrus am Tage der Pfingsten dem Propheten Joel nach und dieses Seherwort ist lebendig geblieben bis heute.

Der Krieg ist das Mauthorn der Menschheit, worin ihr die alten Federn ausfallen oder sonst ausgehen und wäre es durch Ausrupfen. Aber der Krieg wie die Nacht sind Beide nicht der Menschen Freunde. Sie bilden die negativen Pole der intellectuellen Welt, welche gleich dem Uebel in der allgemeinen Ordnung der Dinge ihre volle und nothwendige Berechtigung finden.

Sehr häufig ist es der fette Boden der Negation, in welchem das Positive seine kräftigsten Wurzeln treibt.

Die Olivenblätter des Eihu Burrit verwelken vor dem Hauch der herben Wirklichkeit. Sie werden zu träumerischen Gebilden, wie wir sie am flackernden Schein des Kaminfeuers hegen mögen, zu jenen Täuschungen, in welche schwärmerische Seelen fallen, wenn sie bei Betrachtung menschlicher Verhältnisse die Hauptfactoren derselben vergessen: die Schwächen und Leidenschaften der Materie. Geschaffene Momente, welche von allem lebendigen Wesen unzertrennbar sind.

Der Mensch war und ist immer dem Menschen ein Wolf.

Einem Buch, dessen Inhalt mit dem Krieg und seinen Folgen in engster Beziehung steht, mag es vergönnt sein, sich durch einige Betrachtungen über den Krieg einzuführen. Betrachtungen, die in ihrer Allgemeinheit zwar kaum etwas Neues sagen werden, die aber am geeig-

netsten sind, den ganzen Ernst des Themas zu entrollen. Elias Fries sagt: „ein breiter Streifen verwüsteten Landes folgt allmählig den Schritten der Cultur. Wenn sie sich ausbreitet, stirbt ihre Mitte und ihre Wiege ab und nur im äußeren Umfang finden sich ihre grünenden Zweige.“ Schleiden fügt dem bei: „Wahr ist es, Dornen und Disteln, häßliche und giftige Pflanzen, Schuttpflanzen genannt, bezeichnen den Pfad, den der Mensch bisher durch die Welt gegangen ist. Vor ihm liegt die ursprüngliche Natur in ihrer wilden, großartigen Schönheit, hinter sich läßt er die Wüste, ein häßliches, verdorbenes Land.“ Das ist die Geschichte des ewigen Kampfes innerhalb von Natur und Welt, des unausgesetzten, fortwährenden Bekriegens dessen was ist und dessen was werden soll.

Die Geschichte der geistigen wie der materiellen Welt ist nichts anderes als die Geschichte dieses unausgesetzten Kämpfens. Ein fortlaufendes Martyrium des Lebendigen, von Jahrhundert zu Jahrhundert einen Abschnitt des ewigen Kreislaufes vollendend und in nichts verändert als höchstens in dem äußeren Schein, in den Principien und Mitteln der gegenseitigen Vertilgung.

Da stehen die uralten Kämpfer, immer dieselben seit Anbeginn, nur mit neuen Schilden, Fahnen, Farben und Namen. Da stehen sie sich gegenüber seit Kain und Abel, der Einzelne dem Einzelnen, Geschlechter wider Geschlechter, Volk gegen Volk.

Das Juden- gegen das Heidenthum, Griechenland gegen Asien, Rom gegen die ganze damals bekannte und von ihm eroberte Erde. Der ewige Kampf zwischen Herrschaft und Freiheit, Ordnung und Willkühr, dem sich der gleich ewige Kampf des Glaubens wider den Glauben beigesellt.

Immer dieselben Streiter und Ringer zwischen Leiblichem und Geistigem, Vergänglichem und Ewigem, Vernunft und Irrthum.

Die Einen streiten für das Herkommen gegen das Erkenntniß des Besseren, die Anderen für das ihnen allein Mögliche gegen das Allen Ersprießliche. Jene für die geglaubte und erhoffte göttliche Wahrheit, diese für das irdische Recht des Vertrages, der Geburt, des Zufalls gegen das ewige Recht der Vernunft.

Man focht und stritt, blutete und starb seit Anbeginn der bekannten Weltordnung für Schurzfell, Chorcock, Stern und Inful, Geldsack und

Stammbaum, Vaterland und Krone, für und gegen die falschen oder wahren Begriffe von Religion, Wahrheit, Verdienst, Freiheit, Recht und Ehre.

Man kann die Hauptphasen der Weltgeschichte nach gewissen großen Schlachten bezeichnen, welche die bedeutungsvollen Wendepunkte der historischen Entwicklung ausdrücken, indem sie entweder den Abschluß ganzer Cultursepochen bilden oder das erste siegreiche Auftreten neuer Culturideen kennzeichnen, durch deren spätere Geltung sich neue Geschichtsepochen vorbereiten.

Diese Geschichtsepochen concentriren sich in diesen Völker- und Racenkämpfen. Sie sind gleichsam ein Mittelpunkt, von dem und zu dem alle Radien laufen; der Kern, um welchen alle Kristalle anschießen oder von dem sie sich lösen.

Ein englischer Historiker hat denn auch diese Eintheilung einem seiner Werke zu Grunde gelegt und der entscheidenden Schlachten, welche nach ihm das Scelett aller Geschichte bilden, sind fünfzehn.

- 1) *M a r a t h o n*, mit dessen Namen der erste Sieg verknüpft ist, welchen die nach Freiheit ringende europäische Civilisation über die lose zusammengehäuften, aber an individuellem Geiste todten asiatischen Despotieen erkämpfte.
- 2) *A r b e l a*, das centrale Asien öffnet sich dem griechischen Geiste, den Gesichtskreis der europäischen Civilisation unendlich erweiternd.
- 3) Die *Schlacht am Metaurus*, in welcher sich mit der Vernichtung des Hasdrubal das europäische Uebergewicht über das semitische Karthago begründete, Hannibals ruhmvolle Feldzüge ihren Abschluß und Karthago seinen Untergang fand.
- 4) *P h a r s a l u s*, welcher das alte Rom in Trümmern warf und aus ihnen das neue mit dem Kaiserreich und der Weltherrschaft entstehen ließ.
- 5) Die *Schlacht des Teutoburger Waldes*; Arminius wider Varus im ersten bedeutungsvollen Sieg der germanischen Race über die romanische in Europa, welche die selbstständige Entwicklung der germanischen Völker ermöglichte.
- 6) Der *Römer und Westgothen Sieg über Attila bei Chalons*, der die christliche Fortentwicklung Europas sicher stellte.
- 7) Die *Schlacht bei Tours*, welche die gefittete Welt von dem Joche des Korans befreite.

- 8) Die Schlacht von Hastings mit der durch sie herbeigeführten Unterdrückung der sächsischen Race in England und der Thronerhebung der anglo-normannischen Dynastie.
- 9) Der Sieg der Johanna d'Arc bei Orleans, welcher auf eben so wunderbare als bleibend entscheidende Weise die Macht Englands in Frankreich vernichtete.
- 10) Die Niederlage der spanischen Armada durch England und Holland, die mit der Weltmacht Philipps von Spanien zugleich die nicht minder bedeutende, wenn nicht größere Macht Roms über den Protestantismus zerstörte.
- 11) Blindheim. Marlborough und Eugen warfen an diesem entscheidenden Tage das Machtgebäude Ludwigs XIV. nieder und mit ihm die geistige Knechtschaft, die sich von Frankreich und Spanien aus über Europa verbreiten sollte.
- 12) Pultawa. Der Einfluß, welchen sich Schweden auf die Gestaltung Europas angemacht hatte, wird dort für immer vernichtet, und Rußland gelangt von hier an zu europäischer Bedeutung.
- 13) Der Sieg der Amerikaner über die Briten bei Saratoga als die Geburtstagsfeier des ersten selbstständigen Staates in Amerika.
- 14) Valmy. Der erste Waffensieg der französischen Revolution, welcher dem mächtigen Umschwung aller europäischen Staatenverhältnisse vorherging und
- 15) Waterloo, welches als Endpunkt erschöpfender Kriege und jenes Umschwungs für Europa eine reiche Zeit innerer Gestaltung und vorschreitender Civilisation einleitete.

Fügen wir zu diesen Fünfzehn noch drei andere:

- Sewastopol, welches das Uebergewicht und den Einfluß Rußlands auf seine Grenzen zurückführte, die Ohnmacht Englands und die Macht des neuen westlichen Kaiserreiches zu Tage treten ließ.
- Solferino, das die Befreiung und Consolidation Italiens mit der Geltendwerdung des neuen Principes der Nationalitäten bewirkte, und endlich
- Königsgrätz mit Folgen und den Consequenzen dieser Folgen, welche für jetzt weder zu bezeichnen noch zu ermessen, wohl aber als die Begründer einer neuen Aera anzusehen sind —,

und wir haben im Ganzen achtzehn einzelne historische Gemälde, welche so ziemlich die Hauptphasen der Geschichte darstellen, die Sonnen- und Wendepunkte der Völker, die Culminationen gewaltiger Reiche.

Nur 18 Schlachten! Aber welche Hekatomben an Menschenopfern, welche Summe menschlichen Elendes liegen in und zwischen ihnen; wie mächtig ist der Strom von Blut und Thränen, der über sie hinwegfließt und dessen Quellen sie sind!

Der Menschenfreund mag sich zwar klagend von dieser Nachtseite des Gewesenen abwenden und schwache Gemüther sich in Zweifel über die Gottähnlichkeit der menschlichen Geschöpfe und die Geduld des Himmels verlieren, aber sie werden wohlthun, des Kommenden zu gedenken und Sorge zu tragen, daß die Nachwirkungen dessen, was niemals aus den Annalen der Menschen verschwinden wird, des Krieges, minder hart erscheinen und die Opfer, welche er fordert, minder zahlreich werden.

Das Recht an sich ist keine Macht, aber wohl sind es hunderttausend Bajonnette. — So wahr als es immer Zweifel an dem geben wird, was das Recht ist, so wahr wird immer die Macht über ihm stehen.

Als Kaiser Karl VI. seiner großen Tochter Maria Theresia die Erbfolge in allen seinen Staaten durch die pragmatische Sanction gesichert zu haben glaubte, sagte Prinz Eugen: „eine Armee von hunderttausend guten Soldaten wäre besser als hunderttausend Tractate.“

Indeß der Krieg ist, wie die sieben dürrn Kühe des Bharao, welche die sieben fetten auffressen.

Die trockenen Zahlen statistischer Nachweise, welche die Geschichte registrierte, erzählen darüber besser, als alle Worte.

Die Bildung unserer Tage, für welche Geschichte ein interessantes Studium bildet, trägt diese blutigen Summen annähernd im Gedächtniß. Weil es der Zweck dieser Blätter wünschenswerth macht, mögen einige derselben als kurze Notizen, sich der Erinnerung vergegenwärtigen.

Halten wir uns dabei nur an die neue und neueste Geschichte, weil die Zahlen früherer Perioden in ihrer oft fabelhaften Größe zu wenig positive Unterlagen besitzen, denn was von ihnen zu halten, dafür nur ein Beispiel aus einer nicht allzu fern hinter uns liegenden Zeit: Ein Zeitungsleser hatte sich mit sorgfamer Genauigkeit von 1789 bis zu dem Frieden von Tilsit aus dem Hamburger Correspondenten, der Frankfurter Reichspostanzzeitung und anderen Blättern die Zahl aller laterni-

firten, füsilirten, guillotinirten, noyrten, fabrirten, auf dem Schlachtfeld und in den Seegefechten Geblienen und Ertrunkenen, in Städten und Dörfern Niedergemachten notirt und zu ihnen den vierten Theil der in Spitälern und Lazarethen liegenden Verwundeten als umgekommen gerechnet — eine Annahme, die nicht übertrieben genannt werden kann — und dabei die Summe von 142,214,817 Menschen erhalten.

Sehen wir uns nach etwas zuversichtlicherem Material um, es giebt dessen genug. Nachstehende Zusammenstellung ist einem gediegenen Werke entnommen:

Man kämpfte bei Kunnersdorf mit 113,000 Mann 8 Stunden und verlor in der Stunde 4150 Mann. Von 1000 Mann wurden getödtet 294 Mann.

Man kämpfte bei Leuthen 4 Stunden und verlor in der Stunde 3750 Mann. Von 1000 Mann wurden getödtet 144 Mann.

Man kämpfte bei Prag 6 Stunden und verlor in der Stunde 3330 Mann. Von 1000 Mann wurden getödtet 154 Mann.

Man kämpfte bei Zornsdorf mit 80,000 Mann 10 Stunden und verlor in der Stunde 2840 Mann. Von 1000 Mann wurden getödtet 355 Mann.

Man kämpfte bei Kollin 6 Stunden und verlor in der Stunde 2800 Mann. Von 1000 Mann wurden getödtet 188 Mann.

Man kämpfte bei Torgau 7 Stunden und verlor in der Stunde 2700 Mann. Von 1000 Mann wurden getödtet 173 Mann,

und endlich kämpfte man bei

Borodino mit 250,000 Mann 12 Stunden, verlor in der Stunde 5880, und es wurden von 1000 Mann 280 getödtet.

Eine andere nicht minder wissenschaftlich gehaltene Aufstellung, welche wir der geistreich redigirten österreichischen Militärzeitschrift des Herrn von Streffleur entnehmen, gewährt für die Menschenverluste in den französischen Kriegen von 1801—1815 folgendes übersichtliche Resultat:

- 1) Der Krieg von Domingo mit Toussaint l’Ouverture und seinen Nachfolgern von 1801 bis 1806 kostete

a) an französischen Soldaten und Matrosen	60,000 Menschen.
b) weißen Bewohnern der Insel mindestens	50,000 "
c) Negern, gewiß auch	50,000 "

- | | |
|--|-------------------|
| 2) In dem Seekrieg mit England 1802 bis 1814 kamen in Schlachten, durch Krankheiten und in Gefangenschaft, durch Verheerungen in Städten und an Küsten an Franzosen, Engländern und beiderseitigen Bundesgenossen, nur mäßig gerechnet, um: | 200,000 Menschen. |
| 3) Der kurze und blutige Krieg von 1805 kostete auf beiden Seiten, eingeschlossen der Lazarethopfer, sicher: | 150,000 " |
| 4) Der Aufstand in Calabrien von 1805 bis 1807 verdarb wenigstens | 100,000 " |
| 5) Der nordische Krieg von 1806 bis 1807 tödtete in Deutschland, Polen, Rußland und Frankreich | 300,000 " |
| 6) Der spanische Krieg vom Herbst 1807 bis zum Herbst 1813 kostete nach Napoleons eigenen Berechnungen eine so hohe Menschensumme, daß er sich offenbar geirrt hat. Aber nach Ritleys mäßigem Ueberschlag sind 200,000 Franzosen und Bundesgenossen und eben so viele Engländer, Spanier und Portugiesen jedes Alters und Geschlechtes durch Schlachten, Verwüstung, Hunger, Mord und Seuchen alljährlich zu Grunde gegangen, das ist für 6 Jahre ein Ergebniß von | 2,400,000 " |
| 7) Der Krieg in Italien, Deutschland und Polen von 1809 erforderte beiderseits an Opfern | 300,000 " |
| 8) Der russische Feldzug von 1812 kostete 500,000 Franzosen und Verbündeten und 300,000 Russen das Leben, welche in Schlachten, Lazarethten, in verbrannten Städten und Dörfern zu Grunde gingen; weitere 200,000 Einwohner Polens, Deutschlands und Frankreichs fielen durch Ansteckung und pestartige | |

Seuchen, welche die Soldaten verbreiteten.	
In Summa ein Opfer von	1,000,000 Menschen.
9) Der Coalitionskrieg von 1813 bis 1814 kostete, gering gerechnet, beiden Theilen	450,000 „
10) Der Feldzug von 1815 erforderte beiderseits weitere	60,000 „
Zieht man diese Summe zusammen, so erhält man ein Facit von	<hr/> 5,120,000 Menschen,
mit Buchstaben geschrieben:	

Fünf Millionen einhundertundzwanzigtausend männliche Menschenleben, die in einem Zeitraum von nur 15 Jahren zum Tode geführt wurden.

Eine Summe, wie sie von der Einwohnerzahl großer Länderstriche, wohlbevölkerter Reiche und Provinzen nicht übertroffen wird.

Fügen wir dieser Rechnung und der Schale, welche sie wiegt, noch bei: all das Menschenglück, welches zertreten, all das Menschenleben, welches im Keime erstickt wurde, gedenken wir der Thränenströme, welche um alles das geflossen sind, der Fülle von Jammer, welche dieser Menschenverwüstung und Verstümmelung folgt, so wird man gestehen müssen, daß außerhalb dieser nur mäßigen Berechnung weit mehr noch liegt, als innerhalb ihrer.

Diejenigen aber, welche die hier aufgestellten positiven Thatfachen zur Beruhigung ihrer selbst bezweifeln, mögen die Verlustlisten der Schlachtfelder von Gilaу, Aspern, Wagram, Saragossa, Borodino, Waterloo u. s. w., sie mögen die Mortalitätstabellen der Lazarethe von Wilna, Dresden und Leipzig summiren.

Aber lassen wir noch einige solche zählende Thatfachen folgen, welche uns näher liegen.

Ihre bewältigende Sprache erscheint förderlicher für die Aufgabe dieses Buches, als die Furcht groß ist, durch sie die Geduld des Lesers zu ermüden. In ihren stummen Zahlen liegt Beredsamkeit, sie sagen welches Ding von Ungeheuer der Krieg ist und lassen besorgen, daß es großer Anstrengungen und vielen Nachdenkens bedürfen wird, seine scharfen Zähne in etwas abzustumpfen. Gedenken wir des Riesenkampfes von Sewastopol im Jahre 1855. Er währte 349 Tage, und in diesen Tagen finden wir eine solche Summe von Heldennuth und todesverachtender

Tapferkeit nicht nur auf dem Schlachtfelde, sondern mehr noch außerhalb desselben im Ertragen der äußersten Drangsale, wie sie nur von wenigen Beispielen in der Geschichte erreicht, von keinem übertroffen wird. Kugel, Schwert und Bajonnet, Pestilenz und Hunger, Kälte und Hitze wetteiferten die Menschen zu vernichten. —

Der Sturm auf Sewastopol am 8. September kostete den Russen 18,000, den Verbündeten 10,000 Tode und Verwundete.

Frankreich hatte bei seiner Orientarmee nach den officiellen Berichten einen Verlust von 70,000 Mann, derjenige der türkischen Armee kann noch höher veranschlagt werden, überhaupt dürfte der Gesamtverlust der Verbündeten während der Dauer des Krieges sich auf 300,000 Mann beziffern. Rußland wird nicht weniger verloren haben.

In der Schlacht von Solferino betrug der Verlust an Todten und Verwundeten auf Seite der Verbündeten:

8 Generale, 936 Officiere und 17,300 Unterofficiere und Soldaten.

Auf Seiten Oesterreichs:

4 Obersten, 630 Officiere, 19,300 Unterofficiere und Soldaten.

Fügen wir statt dieser in ihrer Wiederholung ermüdenden Verlusttabellen, einige andere Zahlen aus dem letzten amerikanischen Kriege bei, die in ihrer Art für den vorliegenden Zweck nicht minder interessant sind:

Laut eines officiellen Berichtes vom 16. Juli 1862 waren für verstümmelte Soldaten 3891 künstliche Beine, 2240 Arme, 9 Füße, 55 Hände und 125 andere chirurgische Apparate beschafft worden. Es blieben noch zu befragen: 1000 künstliche Gliedmaßen zu einem ungefähren Kostenanschlage von 70,000 Dollars.

41 Nationalkirchhöfe wurden eingerichtet, welche für 249,339 auf dem Felde der Ehre gefallene Krieger zur letzten Ruhestätte dienen.

Die Kosten der Entfernung der Leichen von den früheren und der Beisetzung auf diesen Begräbnißstätten werden nach einer Durchschnittsrechnung von 9 Dollars 75 Cents für den Kopf noch auf 1,609,294 Dollars zu stehen kommen, während 714,791 Dollars für denselben Zweck bereits verausgabt worden sind.

Man sieht, daß diese Republik von Nordamerika selbst für ihre Todten Soldaten mit väterlicher Liebe zu sorgen weiß und daß auch bei einer Republik das alte Lied vom „dankbaren Vaterland“ gesungen werden kann, dessen Melodie so oft eine vergessene ist.

Die Verluste Oesterreichs im letzten Kriege sollen sich in übersichtlicher Zusammenstellung auf nicht weniger als 71,267 Mann vom Feldwebel und Wachtmeister abwärts gerechnet belaufen, wovon 9671 todt, 24,096 verwundet und **37,500 vermisst** sind.

An diesem Gesamtverlust ist die Nordarmee mit 62,797 Mann (8484 Todte, 19,896 Verwundete und **34,417 Vermisste**), das Südheer und die Flotte mit 8470 Mann (1187 Todte, 4200 Verwundete und 3083 Vermisste) betheiligt.

Indeß genug der großen Momente und der großen Zahlen. Sie betäuben durch die Totalität von Summen, welche den Geist verwirren und das unbefangene Urtheil trüben. Sehen wir ein wenig auf die einzelnen Factoren, welche dieselben bilden, und erholen wir uns bei den kleinen Zahlen von dem Staunen, welches die humane Seite unserer sittlichen Natur erfasst, indem sie vor die Ausgangspunkte jener Katastrophe sich gestellt sieht, welche die Völker decimiren.

Vielleicht wirken diese kleinen Zahlen beruhigender, und lassen die Summen erklärlicher finden.

Werfen wir zum Beispiel einen Blick auf die Resultate der Feuerwirkung gegen verhältnißmäßig kleinere Abtheilungen, die für eine nur kurze Zeit beschossen werden. Wir folgen dabei den betreffenden Erzählungen:

In dem Gefecht bei Hagelsberg am 27. August 1813 rückte das Bataillon Bornstedt auf den in der Ebene nahestehenden Feind vor, um ihn mit dem Bajonnet zu werfen. Es dringt muthig vor, aber das feindliche Feuer hinter den Wällen, das eines seitwärts stehenden Bataillons und zweier Geschütze, bringen den Angriff zum Stehen, nach 3—4 Minuten weicht das Bataillon zurück, in einem Zeitraum von ungefähr 8 Minuten hatte es 5 Officiere und 145 Soldaten verloren.

Der Angriff Reys auf das englische Centrum bei Belle Alliance, welcher um 1½ Uhr erfolgte, wurde mit dem 15,000 Mann starken Corps des Grafen d'Erlon ausgeführt. Es rückte in drei Divisionscolonnen vor. Die geschützten Linien der englischen Infanterie empfangen sie stehenden Fußes und beschossen diese unbehüllichen Massen auf kurze Entfernungen. In dem vergeblichen Bemühen sich zu entwickeln, wurden sie umfaßt, mit dem Bajonnet geworfen und von der Reiterei verfolgt. Das Corps d'Erlons verlor dabei 5000 Mann, das ist $\frac{1}{3}$ seiner gesammten Stärke.

Die Engländer, welche noch heute ihrer Linienstellung vertrauen, an welche ihre Siege auf der Pyrenäischen Halbinsel sich knüpfen und welche bei Waterloo den Stoß der Ney'schen Masse brach, standen auch an der Alma in dieser Formation. Ihr erstes Treffen zeigte bei $\frac{1}{2}$ Meile Front nur 2 Mann Tiefe. Diese ausgedehnte Linie überschritt den Fluß und dessen steile Ufer und erstieg den felsigen Thalhang. Ihr gegenüber standen zwei Drittheile der russischen Streitmacht. Auf der Höhe angelangt bildete die englische zweite und leichte Division eine Art unregelmäßige, dichte Tirailleurkette, die Mannschaften verschiedener Compagnien und Regimente standen in ihr, ein nicht eben nachahmungswerthes Beispiel, buntdurcheinander, von Evolutionen oder regelmäßigen Salven konnte hierbei keine Rede sein. Die Russen vertrauten diesem dünnen rothen Faden gegenüber auf den Stoß ihrer gewaltigen, tiefen Massen. Ihre festen Bataillonscolonnen rücken entschlossen und ohne zu schießen in imponirender Haltung vor. Aber die lockere Linie des Feindes hält Stand und richtet auf das nicht zu fehlende Ziel ein Feuer, bei welchem jedes einzelne Gewehr zählt. Im Bereich dieses heißen Feuers stockt die Angriffsbewegung; die Colonne steht, ehe sie Mann an Mann kommt; nicht ihre Bajonnets, nicht ihre Kolben entscheiden, sie kann sich nicht einmal selbst zum Feuergefecht entwickeln. Nur die Spitzen ihrer Colonne geben einige Salven. Ihre Officiere und ihre obersten Führer fallen. Dennoch harret diese dichte Masse in dieser furchtbaren Lage aus, aber ihre mauerähnliche Gestalt verwandelt sich in die „schwankenden Umrisse einer Wolke“. Endlich zieht sie sich zögernd, unwillig, langsam und mit um so größerem Verlust zurück. Das Regiment Wladimir büßte nach Anitschkoff auf diese Weise 49 Officiere und 1500 Mann ein.

Die Russen verloren überhaupt an diesem Tage im Kampf der Massen gegen Linien 5700 Mann, das heißt innerhalb von kaum 3 Stunden $\frac{1}{3}$ ihrer Stärke.

Auf einer Recognoscirung in Jütland sah sich Hauptmann von Schlutterbach mit 124 Mann des Regiments No. 50 plötzlich im Rücken bedroht. 180 Mann Dänen vom 1. Inf.-Regiment waren, verdeckt durch eine Kuppe bis auf 460 Schritt herangefommen und gingen entschlossen zum Bajonnetangriff in Colonne vor. Erst auf 250 Schritt empfingen sie die erste Salve. Sie setzten ihren Weg mit dem größten Muthe auch

nach der zweiten Salve fort. Die dritte Salve brachte sie zum Stehen, der Angriff scheiterte an dieser dritten Kugel. Noch waren aber 150 Schritt zurückzulegen und auf den nächsten Entfernungen 3—4 Salven auszuhalten. Es folgte ein Tirailleurgefecht von kurzer Dauer, und in 20 Minuten hatten die Dänen einen Verlust von 3 Officieren und 85 Mann an Todten und Vermundeten. Mithin zwischen $\frac{1}{3}$ und der Hälfte ihrer Stärke.

In der That, welch ein gefräßiger Löwe ist der Krieg.

Sollte man es für möglich halten, daß in einer Zeit wie die Unsere, in einem philosophisch und harmonisch so durchbildeten, sittlichen Zeitalter die Möglichkeit seiner Existenz noch vorhanden ist?

Die jüngste Vergangenheit giebt hierauf eine befriedigende Antwort, ersparen wir uns diese Möglichkeit mit leeren Gebilden zu bezweifeln.

Ein Blick über das noch frische Schlachtfeld, ein Gang zu den Ambulancen und in die Feldhospitäler belehrt uns, daß in der Seele der Menschen etwas schlummert, welches, leicht erweckt, ihn zu dem führt, was er jetzt nur noch als das äußerste und letzte Mittel bezeichnet, was aber in weniger gebildeten Zeiten das einzige und deshalb das erste Mittel war, einen Abfluß entfesselter Leidenschaften zu bilden oder angegriffene Rechte zu sichern.

Zimmer noch giebt es den Krieg und es wird Kriege geben, so lange Menschen athmen und bis zu dem Ende aller Tage.

Denn — so sagt ein alter Oberstüchhauptmann und Oberfeuerwerksmeister aus dem 17. Jahrhundert in seinen Ansichten und Meinungen über die unvergleichliche Artilleriekunst — denn:

„der Krieg ist von Gott selbst erfunden und den Menschen gelehrt worden, er ist so recht ein von Gott eingeseßtes Werk.“

Hören wir etwas von dem Beweis des wackeren Oberstüchhauptmanns für einen Ausspruch, der einen paradoxen Beigeschmack an sich trägt. Er sagt:

„Schon durch die Erfindung der Artillerie ist die Menschheit viel glücklicher, als ehedem wo man wie rasend auseinanderlief, so daß öfters mehr als hundert tausend Mann auf dem Plage blieben. Anjeto geht es aus einem anderen Faß und man darf nicht mehr so ungerochen sterben noch sich so bald ergeben. Das Geschütz hat dem Gefechte eine ganz andere

Ordonnanz vorgeschrieben, dermaßen daß man den Feind schon von Weitem auf andere Gedanken bringen kann, wodurch viele tapferere Heldegemüther conservirt und dem Vaterland zu weiterem Dienst erhalten werden.“

„Die rebellischen Festungen, wenn auch ihre Mauern und Fortificationswerke von Stahl wären, ja wenn die Natur sie in alle ihre Moräste, Gewässer, Berge und Felsen versteckt und zur Sicherheit ihr ganzes Vermögen contribuirt hätte, — unser Geschütz und Pulver macht ihnen doch endlich das Garaus und wirft sie über den Haufen. Wo sind jetzt viele auf hohen Bergen gebaute Raubschlösser, in welchen sich nicht wenige Schand-, Raub- und Brandmörder wohlbewahrt aufhielten? Sie sind vermitteltst des Geschützes, wie die Hühner verschüchtert und ihre Wohnungen zu Steinhäufen und Spellunken der Eulen, Rattern und bösen Geister gemacht.“

„Das Pulver und Geschütz diente aber auch zur Verbreitung des Christenthumes und der Aufklärung. Vor ihrer Erfindung waren beide Indien dem höllischen Satan im Rachen und in der allerdünnelsten Finsterniß dem Vieh und wilden Bestien in Sitten und Glauben ähnlicher als vernünftigen Creaturen des großen Gottes; voller teuflischer Verblendungen; wer hätte sich mit den vor Erfindung des Pulvers üblichen Waffen, welche sie besser als wir verstehen, zu ihnen wagen dürfen?“

„Unser Geschütz hat sie zum christlichen Glauben gebracht und ist das einzige Mittel gewesen, durch welches man den Befehl Christi (Lucas 14. 6. 23): „Röthige sie herein zu kommen, auf daß mein Haus voll werde“ hat erquiren können.“

„Das Donnern und Blitzen unseres Geschützes hat die giftigen, von dem höllischen Geist erweckten Uebel der Unwissenheit und des Aberglaubens, in welche diese Ebenbilder Gottes eingewickelt, vertrieben, Wetter und Luft des Verstandes heiter und hell gemacht, daß sie nun die wahre Sonne der Gerechtigkeit, anstatt des schwarzschattigen Teufels anbeten.“

„Treffen wir auf diejenigen, die sich durch unterschiedliche teuflische Inventiones fest machen: unser Geschütz zermalmt ihre Gebeine im Leibe und füllet ihren unglückseligen Balg wie einen Schrotbeutel mit Trümmern an, daß sie sich wie halb zerquetschte Erdwürmer so lange herumwälzen, bis ihre armselige Seele ausfährt und wenn dieses nicht wäre,

wie wollte ein rechtschaffener Soldat vor diesen Bösewichtern bestehen können.“

„Jedermann scheut den landesverderblichen Krieg, welcher nicht allein alle gute Ordnung, Handel und Wandel über den Haufen wirft, der Menschen Concept stark verwirrt, und endlich gar ihr Blut wie Wasser vergießt. Wer urtheilt nur etwas Gutes davon? Gleichwohl ist er nützlich, höchst nothwendig, von Gott selbst inventiret und den Menschen gelehret worden. Den ersten Soldaten setzte Gott mit einem zweischneidigen Schwerdt auf den Paß vor das Paradies, um den ersten Rebellen, unseren Erzvater, solches zu verbieten und davon abzuhalten.“

„Abraham schlug in einem Treffen den Redor Laomor und ward davor von Melchisedek gesegnet, welcher ein Priester Gottes war.“

„Moyse befahl dem Josua wider die Amalekiter zu streiten und Gott ertheilte dem Moyse Ordre, die Medianiter zu schlagen. Im Deuteronomium am 20. ist zu lesen, wie Gott abermals sein Volk durch Moyse zum Krieg encouragiren läßt und ihnen sogar seine Priester als Avantgarde giebt.“

„Die Stadt Jericho mußte eine unerhörte Attaque ausstehen, welche Gott selbst dem Josua in die Feder dictirte.“

„Das erste Stratagema, die erste Entreprise ward der Stadt Hai beigebracht, dadurch sie erobert wurde; der Inventar war Gott selbst. In diesem Judentrieg mußte dazu die Sonne zwei ganzer Tage aneinander am Firmament stehend leuchten, damit der Krieg und Victori konnte persequirt, viel Tausende erschlagen und die Könige aufgehängt werden.“

„Alle Kriegsgreuel ist vor Gott gebilligt, denn die ganze heilige Schrift ist voll davon und beweiset genugsam, daß der rechtmäßige Krieg von Gott inventiret und in die Welt gebracht worden, daß also ein jeder Mensch von gutem Gewissen in demselben dienen, leben und sterben kann. Seine Feinde mag er verbrennen oder versengen, schinden, niederstoßen oder in Stücke zerhacken, es ist Alles recht; mögen andre daran judiciren was sie wollen, Gott hat in diesen Stücken nichts verboten, sondern die grausamsten Manieren Menschen umzubringen gebilligt.“

„Die Prophetin Debora nagelte den Kriegsobersten Siffara durch den Kopf am Erdboden an. Ein sehr schmähllicher Tod! Gideon, der von Gott verordnete Führer des Volkes, rächte sich an den Obersten zu Suchot,

die ihm etwas Proviant für seine Armee verweigert hatten, bei seiner Zurückkunft soldatisch: Galgen und Rad, Schwert und Feuer waren zu schlecht, sie wurden mit Dornen gedroschen und zerrissen, gleichwohl war es recht vor den göttlichen Augen. Der königliche Prophet David, ein Mann nach dem Herzen Gottes, inventirte die grausamsten Martern über die schon überwundenen Kinder Ammon zu Rabbath, er ließ sie mit Sägen zerschneiden, mit eisernen Wagen über sie fahren, zerschnitt sie mit Messern, zog sie herdurch wie man Ziegelsteine formirt und also that er in allen Städten der Kinder Ammon.“

„Aus allen diesen sieht man, daß in einem rechtmäßigen Krieg es zulässig und recht seine Feinde zu vertilgen, es geschehe auf was Weise und Manier es wolle; es gelten hier allerlei Waffen und Gewehre, so man erdenken kann, wenn es möglich wäre, alle Streiche oder Schuß, worauf tausend niederstürzen.“ u. s. w.

Wir finden durch diese scharfsinnigen Betrachtungen des rechtschaffenen Oberstüchthauptmanns uns belehrt und nehmen kurzweg wenigstens die Ueberzeugung an, daß der Krieg, welcher nun einmal in seinem Vorhandensein nicht zu leugnen ist, für das menschliche Geschlecht als Nothwendigkeit besteht.

„Alles was ist, ist“ — sagt der Philosoph.

Möge nun der Krieg ein nothwendiges Uebel sein oder etwas besseres, da wir ihn einmal in dem Inventarium der Welt besitzen, ist es an uns, zu sehen, wie sich mit ihm am besten abgefunden wird und welche Möglichkeiten es giebt, seine Schäden zu vermindern und die Verluste, die er uns zufügt, minder groß zu machen.

Es ist Krieg! Das ist ein Centnerwort, und doch wird dieses Wort von einer Glorie umschwebt und getragen, welche nicht hinwegzuleugnen ist. Aber diese Glorie leuchtet nur aus der Ferne, sie erscheint glänzend in den Büchern der Geschichte, erhaben auf den Tafeln des Nachruhmes.

Es ist dabei, wie etwa bei einem wohlgeordneten Mahle im Speisesaal. Wenn es schmecken soll, gehe man nicht in die Küche. In der Nähe und im Anblick seiner Schrecknisse ist der Krieg ein Schauerbild der Menschheit.

In der Idee des Rechtes liegt an sich auch die Idee des Friedens. Ist das Recht allein Richtschnur der Menschenhandlungen, so könnte kein Kampf sein; will man den ewigen Frieden gänzlich als Chimäre der

Phantasie bezeichnen, so müssen wir auch anscheinend jede Vernunftidee und das Fortschreiten der Vervollkommnung menschlicher Institutionen in das utopische Land der Träume verweisen.

Kriege sind politische Aderlässe, nur etwas im Großen und Ganzen ausgeführt. Sie rütteln und schütteln am altgewordenen Menschengeschlecht und brechen dabei, was etwa morsch geworden. Sie sind wie die Stürme, welche zu gewissen Zeiten aus den Höhen brechend, die Felder und Wälder durchbrausen, sie reinigen die Luft und werfen die marklosen Stämme über den Haufen.

Sie dienen als ein strenges aber weises Mittel die Völker zu erziehen, sie sind eine stärkende Eisencur für die Menschheit. Ein Kriegsstoß weckt die Kräfte auf, die das lange Nagen täglicher Sorgen durchfrisst.

Das eroberte Karthago, das zerstörte Byzanz, das zu den Füßen der Barbaren liegende geplünderte und immer noch so herrliche Rom erzählen von den Gefahren, welche ein langer Friede in sich trägt, indem er die Bürger der stolzen Kraft beraubt für das Theuerste ihrer Güter zu kämpfen.

Er ist schwerwiegend für die Zeit, auf welcher er lastet, er zerstört Handel und Wandel, Glück und Wohlstand. Aber er öffnet neue Bahnen, er raubt nicht den Besitz, er verändert nur den Besitzer, er gründet auf den Ruinen ein neues Glück und was er zerstört, baut der ihm folgende Friede um so fester und in um so schönerer Gestalt auf. Wie nach einem Gewitterregen alles Land fruchtbarer wird, so ist nach einem verheerenden Krieg alles Volk freudiger zur Tugend, zur Gerechtigkeit, zur Eintracht und zu menschenfreundlichen Unternehmungen.

Leiden zu tragen, ist ein Gesetz unserer Existenz. Versuchen wir zu mildern, was abzuwenden nicht in unserer Macht steht.

Lassen wir uns von denjenigen Uebeln, von denen dann und wann die bürgerliche Gesellschaft heimgesucht wird, nicht überraschen, sondern uns vorbereitet finden, ihre Folgen möglichst wenig nachtheilig für Individuum und Gesellschaft zu machen.

Wie von Zeit zu Zeit über das Geschlecht der Menschen pestartige Seuchen kommen, die von Jahrhundert zu Jahrhundert Namen und Brutestätten zu wechseln scheinen, so zieht von Zeit zu Zeit mit unbedingter Gewißheit ein Krieg über die Völker. Er ist ein Fatum und die kampfgewöhnten, wohl-disciplinirten Heere der gesitteten Nationen sind die Offenbarungen dieser Ueberzeugung.

Ihre Schlagfertigkeit, ihre numerische Stärke und die Erfindungen unseres Jahrhunderts haben die Kriege an sich abgekürzt; die Disciplin der Armeen und die Humanität unseres Zeitalters haben seine Schrecken vermindert, und eben so wenig wie jetzt ein dreißig- oder ein siebenjähriger Krieg denkbar und möglich wäre, eben so wenig denkbar sind die Greuelthaten und Grausamkeiten, welche die Kämpfe der vorigen Jahrhunderte kennzeichneten.

Für diese seine Außenseite gewann der Krieg ein cultivirtes Ansehen und weiß sich mit einem anständigen Gewand einzuführen.

Indeß das verhindert keineswegs, daß dieses Gewand nicht minder blutig, daß er selbst nicht weniger menschentödtend geworden wäre.

Im Gegentheil! — Zu keiner Zeit waren die Techniker der Kriegskunst mehr bemüht, das Handwerkszeug des Krieges, die Waffen, auf eine Stufe möglichster Vollkommenheit zu stellen, als eben jetzt. Niemals forschte man mit so vielen gutem Erfolg nach den Mitteln ihnen die möglichst größte Vernichtungskraft in der möglichst kleinsten Zeit und für die möglichst weiteste Sphäre zu verleihen.

Viele der großen Erfindungen unseres scharfsinnigen Jahrhunderts, welche wir den Fortschritten der angewandten Wissenschaften verdanken, wurden diesem Zweck dienstbar gemacht.

Nachdem die Waffen mit dem Kriegshandwerk selbst viele Jahre hindurch auf denselben Standpunkte sich behauptet hatten und seine rostige Stabilität höchstens durch anders gefärbte Aufschläge, durch die veränderte Stellung eines Knopfes und in der Höhe der Halsbinden einer angenehmen Abwechslung sich erfreute, wendeten denkende Theoretiker ihre Aufmerksamkeit auf Erfindungen, deren Anfänge in deutschen Werkstätten zu suchen sind.

Es gelang die Zerstörungskraft der Waffen auf eine hohe Stufe von Vollkommenheit und Sicherheit zu stellen.

Als in früheren Jahrhunderten die Armbrust mit dem stählernen Bogen erfunden worden war, eiferten Mönche von der Kanzel gegen dieses teuflische Werkzeug, und als 1517 das Radschloß an Stelle des Luntenschloßes trat, erkannte man zwar dessen Vortrefflichkeit, fürchtete aber die durch seine Anwendung herbeigeführte Munitionsverschwendung.

Was würde die Meinung jener Kritiker sein, gegenüber den Wir-

kungen des Zündnadelgewehres oder beim Anblick eines gezogenen Hinterladungsgeschüzes?

Der hierauf verwandte Scharfsinn hat es, um die Wahrheit zu sagen, in der That möglich gemacht, mit leichter Mühe in der möglichst geringsten Zeit die möglichst größte Anzahl von Menschen zu tödten oder zu verstümmeln.

Wie nun die Anfangspunkte der meisten Kriege sich einander sehr ähnlich sehen, so auch ihre Endpunkte, welche in der gänzlichen Erschöpfung des einen Theiles der Kämpfenden und in der Zerstörung seiner Hülfquellen liegen.

Die früheren Kriege führten nur nach und nach zu dieser Erschöpfung. Es war ein langsames gegenseitiges Verspeisen. Man gönnte sich Zeit dabei. Die Umstände damaliger Zeiten erlaubten dieß nicht nur, sondern geboten es theilweise.

Die Schrecken eines Krieges und die Opfer, deren er an Geld und Menschen bedurfte, vertheilten sich auf einen Zeitraum von Jahren.

Der Krieg von heute, welcher die Fortschritte der Menschheit zu seinen Bundesgenossen zählt und dem die Eisenbahnen und der Telegraph dienen, handelt schneller, kämpft schneller und tödtet schneller. Der Sieg ist schneller erteilt, die Flucht schneller vollendet.

Die Verkürzung von Raum und Zeit macht es möglich, große Massen mit der möglichsten Schnelle auf bedrohte oder zu bedrohende Gegenden zu werfen. Bei einiger Umsicht vermag man durch dieselben Hülfsmittel auch diese Massen annähernd gut zu verpflegen, ohne von dem guten oder bösen Willen der Einwohner und dem Ungeschick der Verpflegungsbeamten allzusehr abhängig zu sein.

Man ist beeilt, in wenigen, großen, schnell auf einanderfolgenden Schlägen sich die denkbarsten Verluste beizufügen, und da unsere gesammte Entwicklungs- und Culturperiode lange Kriege aus tausenden von unleugbaren Gründen zu einer vollständigen Unmöglichkeit gestaltet, so ist man bemüht, den ganzen Apparat des Krieges mit allen seinen Schrecken und seiner Zerstörungssphäre in einen möglichst kurzen Zeitraum zusammenzudrängen.

Was sich früher auf Jahre vertheilte, finden wir jetzt in so vielen Monaten, ja, wie der Beweis so nahe liegt, in so vielen Tagen abgethan.

Blutige und fürchtbare Tagewerke allerdings, welche mit erbarmungsloser Härte in der concentrirtesten Form ihre Resultate feststellen: ein Maximum der Massen und der Vernichtung auf einem Minimum von Raum und Zeit.

Das ist die Vollkommenheit und der Fortschritt des heutigen Kriegswesens, hervorgegangen aus der Vollkommenheit der Waffen, aus der Herbeiziehung ursprünglich für den Frieden bestimmter Erfindungen und Einrichtungen und aus der Nothwendigkeit der schnellen Erfolge.

Das ist die eine Seite des Krieges von heute, des Krieges, welcher zerstört und tödtet. Sehen wir, wie es um seinen Gegensatz bestellt ist, um den Krieg, welcher gegen ihn geführt wird und welcher erhalten und retten soll.

II.

Der Gegenkrieg.

„Der Gegenkrieg“, das scheint das rechte Wort zu sein, denn er steht jenem mittelbar und unmittelbar gegenüber und ist bemüht, dessen Wirkungen zu bekämpfen, seine Tödtlichkeit zu mindern und die Menschen zu retten, die jener niederwirft.

Er hat seine Armee wie jener Krieg, nur leider ist sie für seine Absicht viel zu schwach, er hat seine Ausrüstung zwar umfanglich und bedeutend, aber lange nicht bedeutend genug, gegen den Mächtigeren in die Schranken treten zu können.

Gegen Feuer und Schwerdt setzt der Gegenkrieg die Hilfsmittel seiner Wissenschaft, die Pflege, die heilenden Kräfte der Natur und der Kunst. Es ist der Krieg, welchen die Feldsanität gegen die Wunden, die Fieber und alles das körperliche Elend führt, welche jener hervorrief.

Und wenn jener in kurzer Zeit mehr Menschenopfer fordert, als dieß früher, selbst bei seiner längeren Zeitdauer der Fall war, und somit der augenblickliche Nothstand ein größerer geworden, wenn die Waffen sich in

Blutige und fürchtbare Tagewerke allerdings, welche mit erbarmungsloser Härte in der concentrirtesten Form ihre Resultate feststellen: ein Maximum der Massen und der Vernichtung auf einem Minimum von Raum und Zeit.

Das ist die Vollkommenheit und der Fortschritt des heutigen Kriegswesens, hervorgegangen aus der Vollkommenheit der Waffen, aus der Herbeiziehung ursprünglich für den Frieden bestimmter Erfindungen und Einrichtungen und aus der Nothwendigkeit der schnellen Erfolge.

Das ist die eine Seite des Krieges von heute, des Krieges, welcher zerstört und tödtet. Sehen wir, wie es um seinen Gegensatz bestellt ist, um den Krieg, welcher gegen ihn geführt wird und welcher erhalten und retten soll.

II.

Der Gegenkrieg.

„Der Gegenkrieg“, das scheint das rechte Wort zu sein, denn er steht jenem mittelbar und unmittelbar gegenüber und ist bemüht, dessen Wirkungen zu bekämpfen, seine Tödtlichkeit zu mindern und die Menschen zu retten, die jener niederwirft.

Er hat seine Armee wie jener Krieg, nur leider ist sie für seine Absicht viel zu schwach, er hat seine Ausrüstung zwar umfanglich und bedeutend, aber lange nicht bedeutend genug, gegen den Mächtigeren in die Schranken treten zu können.

Gegen Feuer und Schwerdt setzt der Gegenkrieg die Hilfsmittel seiner Wissenschaft, die Pflege, die heilenden Kräfte der Natur und der Kunst. Es ist der Krieg, welchen die Feldsanität gegen die Wunden, die Fieber und alles das körperliche Elend führt, welche jener hervorrief.

Und wenn jener in kurzer Zeit mehr Menschenopfer fordert, als dieß früher, selbst bei seiner längeren Zeitdauer der Fall war, und somit der augenblickliche Nothstand ein größerer geworden, wenn die Waffen sich in

ihrer Vernichtungskraft vervollkommneten, so hätte man andererseits erwarten sollen, daß derjenige Theil der Armee, welcher bestimmt ist diese Vernichtung aufzuhalten und zu bekämpfen, in entsprechender Weise seine Fortschritte gemacht und mindestens eine **reichere** Dotation an Lebendem und todtm Material erfahren hätte; —

daß sich das **erhaltende** Element einer mindestens **gleichen** Vollkommenheit erfreute, als wie sie dem zerstörenden gegenwärtig innewohnt.

Dem ist leider nicht so!

„Biel wichtiger,“ sagt Dr. Köffler in seinem trefflichen Werk über den Gesundheitsdienst im Feldzuge 1864, nachdem er über die Verletzungen durch die neuerfundenen Projectile gesprochen, „viel wichtiger ist die Erschwerung des Gesundheitsdienstes im Ganzen und Großen, welche durch das Genie der Dreyse herbeigeführt wird.

Mit der außerordentlichen Steigerung der Trag- und Trefffähigkeit der neuen Percussionswaffen — Kanonen wie Gewehre — tritt die Zahl der Treffer in ein neues Verhältniß zur Streiterzahl, und die schweren Verletzungen werden um so überwiegender, je größer die Entfernungen sind, auf welche die Percussionskraft wirksam bleibt. Eine große Schlacht im offenen Felde ist 1864 nicht geschlagen worden. Aber die furchtbare Wirkung, welche namentlich das Schnellfeuer des Zündnadelgewehres in einer solchen haben wird, läßt sich aus den Proben von 1864 ahnen.

Trotz ihres rastlosen Strebens, mit allen Mitteln der Wissenschaft und Kunst die Wundbehandlung zu vervollkommen, kann die feldärztliche Technik unter solchen Umständen mit **Ehren** nur bestehen, wenn mit derselben Regsamkeit und Consequenz an der Vervollkommnung der Organisation und Ausrüstung des Feldheildienstes gearbeitet wird. Die älteren Voranschläge und Einrichtungen sind von den neueren Bedürfnissen längst überholt.

Selbst manche neue Organisationen neuesten Datums, z. B. die österreichische, scheinen nicht ganz glücklich getroffen. Wir haben 1864 nicht beurtheilen können, wie sich dieselbe in einer vorbereiteten großen Feldschlacht bewährt. Aber bei den wenigen Acten, zu welchen der Feldzug von 1864 dem österreichischen Corps Gelegenheit bot, hat sie Manches zu wünschen übrig gelassen. Es waren rasche, kühn

geführten und mit glänzender Bravour ausgeführte Vorstöße (Ober-Self, Deversee, Beile). Für solche scheint die neue Organisation des Heildienstes weniger berechnet; vielleicht fußt sie ausschließlich auf den Erfahrungen von 1859.

Betrachten wir zunächst die technische Praxis von 1864. Sie war preussischer Seits ausschließlich in der Hand wissenschaftlich durchgebildeter Aerzte. In keinem früheren Kriege war den Vermundeten so viel und so geschickter Beistand zur Seite. Es wurden schöne Heilresultate erzielt; aber es hiesse, die Wahrheit verschleiern, wenn man sie als die besten, welche erreichbar sind, preisen wollte. Es wird sich herausstellen, wie viel von dem, was zu wünschen übrig bleibt, auf Mängel der Technik, wie viel auf Mängel der Organisation, der personellen und materiellen Ausrüstung und des Dienstbetriebes zu setzen ist.“

Der letzte Krieg scheint nun hierüber sein Urtheil abgegeben zu haben. Möge es gehört werden.

Die gewaltigen Armeen, welche wir jetzt auf einem und demselben Kriegsschauplatz in Thätigkeit sehen, stellen den Organen ihrer Sanitätspflege keine geringe Aufgabe. Eine einzige der geschlagenen großen Schlachten füllt deren Ambulancen mit mehr Vermundeten und Verstümmelten, als es früher kaum ein ganzer Feldzug that. Und doch ist es ihre Pflicht, auf Mittel zu sinnen, um ihre Aufgabe zu lösen und schnelle Hülfe, sorgsame Pflege allen denen in der eingehendsten Weise bieten zu können, welche ihrer so sehr bedurften.

Während die Armeen früherer Zeit sich auf 30—40,000 Köpfe summirten und in einem Feldzug von der Dauer eines Jahres in größeren Zwischenräumen 1—2 Schlachten geschlagen wurden, so zählen jetzt die kämpfenden Heere nach Hunderttausenden und es finden in möglichst rascher Folge 2—3 große Schlachten statt, welche zwar die Entscheidung und somit das Ende des Krieges in sich tragen, die aber gleichzeitig eine ungeheure Menge Vermundeter erzeugen. Nicht gerechnet der schwer kranken und maroden Soldaten, welche als Opfer von Anstrengungen und Entbehrungen aller Art, vor und nach der Schlacht die vorhandenen Räume und Lagerstätten großer Hospitäler füllen und denen man nur zu oft aus einer sicher sehr irrthümlichen und beklagenswerthen

Ansicht weniger Theilnahme und Aufmerksamkeit zu gewähren scheint, wie ihren in der offenen Feldschlacht verwundeten Kameraden.

Die Summe dieser und jener ist am Abend einer großen Schlacht eine so hohe und wächst in den ihr folgenden Tagen in so unberechenbaren Progressionen, daß für die Gesamtheit der Hülfsuchenden das dermalige Sanitätswesen bei weitem nicht ausreichend mit Personal und Hilfsmitteln ausgestattet ist. Es vermag nicht diejenige ausgiebige Hülfe zu leisten, welche der verwundete oder erkrankte Soldat berechtigt ist zu erwarten.

Wenn alles innerhalb der Armeen vorwärts geschritten ist, so behauptete doch die Heilpflege in gewissen Beziehungen ihren alten Standpunkt und die bekannt gewordenen Fortschritte, die sie machte, stehen in keinem Verhältniß zu denen anderer Zweige des activen Kriegswesens.

Es liegt hierin eine traurige Wahrheit, aber erkannte Wahrheiten verschweigen heißt der Humanität und der Pflicht einen schlechten Dienst erweisen.

Nur dadurch, daß man mit dem Willen auch den Muth verbindet, über gefundene Schäden zu reden, darf man hoffen für die Absicht gutes zu erreichen nach besten, wenn auch schwachen Kräften gewirkt zu haben.

Das ganze Kriegswesen ist in seiner Anwendung der Hauptsache nach eine Erfahrungswissenschaft. Es bildet seine Ergebnisse aus einer fortlaufenden Kette von Handlungen und Thaten.

Deßhalb nimmt auch innerhalb der Kriegswissenschaften die Theorie nicht einen so hohen Standpunkt ein, als er ihr in anderen Wissenschaften zugetheilt wird. Alle großen und durchgreifenden Umwandlungen innerhalb des Militärwesens waren die Folgen thatsächlicher Erfahrungen. Zu ihrem Ausbau wirkten die Schätze der Theorie nur in so weit, als er der Lösung technischer Probleme bedurfte. Aber immer stand dabei die Initiative auf Seite der Praxis, wenn ihre entscheidende Stimme in einzelnen Fällen die Hülfe der Theorie in Anspruch nahm.

Deßhalb bildet auch innerhalb des Soldatenstandes der Name: Theoretiker einen Vorwurf. Es schwebt über ihn ein oft unverdientes, immer zweifelhaftes Odium. Im günstigsten Falle ist er gleich bedeutend mit dem eines wissenschaftlichen Schwärmer's, im minder günstigen erinnert er an Unbrauchbarkeit. Ob mit Recht oder Unrecht sei dahingestellt, denn wenn auch die sich rächende Theorie unter einem Practiker

sich eine Art von Arbeitskraft vorstellt, welche eine gewisse Reihe von Beschäftigungen instinctmäßig und ohne besondere Zuhilfenahme der höheren Potenz: Vernunft zu versehen gewöhnt ist, so ist an sehr vielen untergeordneteren Stellen innerhalb des Soldatenstandes gerade diese Art von Arbeitskraft von der offenbarsten und zweckentsprechendsten Brauchbarkeit.

Entscheidet doch im Kriege in den meisten Fällen fast allein die sichere Ausführung practischer und zur Gewohnheit gewordener Erfahrungen.

Es ist demnach von hoher Wichtigkeit, gemachte Erfahrungen zu sammeln und in feststehende, practisch wohl zu handhabende Grundsätze, in reglementarische Bestimmungen zu verwandeln. Möge dann immerhin die so lebendig gewordene Praxis sich bei der Theorie veredeln und vervollkommen, es wird dieß um so besser für sie sein.

Aber niemals sollten die Lehren der Erfahrung, welche uns bewegte und schwere Tage als ein theures Erbe hinterlassen, in den ihnen folgenden Zeiten der Ruhe und Abspannung vergessen werden.

Betreff des Feldsanitätswesens haben uns nun die letzten und neuesten Kriege mit mitleidsloser Klarheit eine Reihe solcher Erfahrungen gewährt. Gehen wir daran, sie zum Heil der Zukunft nutzbar zu machen, das theuererkaufte zu verwerthen.

Stellen wir die rein negative Erfahrung oben an, daß sich dieses Sanitätswesen nicht bewährte, hier und da sogar: „in keiner Weise“.

Es ist dabei nur von den Kriegen die Rede, deren Zeuge die jetzige Generation war: dem Krimfeldzug, dem italienischen und dem Krieg in Schleswig-Holstein und endlich, der traurigste von allen, dem letzten deutschen Bruderkrieg, der auf böhmischer Erde in einem Feldzug von 8 Tagen seinen Austrag fand.

Im Krimfeldzug sind die Opfer ungezählt, welche in Folge des mangelhaften Sanitätswesens dahingerafft wurden. Nicht Kugel und Schwert, nicht Wunden und Typhus kosteten die meisten Todten, sondern der Mangel an Ärzten und vor allem der **guter** Heilanstalten.

Bei der französischen kriegsgewohnten und so practisch durchbildeten Armee, deren Sanitätswesen für das beste aller Armeen und lange als Beispiel galt, waren jene Zustände nicht besser, bei den Engländern waren sie in der ersten Periode so schreiend, daß sie einige Wochen hindurch Lon-

don in Aufregung versetzten, das Parlament zu heftigen Debatten veranlaßten und die Einleitung einer Untersuchung hervorriefen.

Die französische Seemarine hatte neben ca. 20,000 Todten in Folge von Verwundung mehr als 70,000 Todesfälle durch Krankheit zu beklagen. Ein so hochgradiges Elend ist kaum in irgend einem anderen Krieg von ähnlicher Dauer zu finden. Cholera, Ruhr, Scorbut und Kriegstypus haben es erzeugt. Das Sterblichkeitsverhältniß hört auf einen Maßstab für die Leistung des Sanitätsdienstes zu bieten, wo solche Feinde die Herrschaft erlangten. Die Gewalt der Umstände theilt die Schuld dieses opferreichen, furchtbaren Krieges mit der ungläubigen Unterschätzung der Gefahr zu einer Zeit, wo die Stimme der Sachverständigen auf die ersten Zeichen hinwies. Man kann dabei nur den Muth und die Todesverachtung bewundern, mit welcher die Aerzte und Pfleger auf ihren hoffnungslosen Posten ausharrten, bis sie erschöpft niedersanken, oder auch sie der Tod ereilte, welchen sie von denen nicht abzuwenden vermochten, die in ihre Pflege gegeben waren. Die französische Feldarmee von 1859 wurde indeß von ausgeprägten Seuchen nicht heimgesucht. Der Krieg wurde vor den Thüren Frankreichs in einem fruchtbaren, mit den Befreiern sympathisirenden Lande unter den günstigsten Transport- und Verpflegungs-Verhältnissen geführt. Hr. Cazalas, in der spätern Periode dieses Feldzugs Chefarzt dieser Armee, hat über die Krankheiten derselben 1864 ein kleines Buch geschrieben, welches indeß merkwürdiger Weise die Zahl der Todesfälle durch Verwundungen nicht von denen durch Krankheit erzeugten, trennt. Die französische Armee hatte nach ihm 125,950 Lazarethkranke, darunter 13,474 Verwundete, davon starben 4698, d. h. 3,7 Proc. Eine derartige ausgeübte Statistik ist indeß so unzuverlässig und eigenthümlich, daß sie Vergleiche unmöglich macht. Was indeß das Sanitätswesen in jenem italienischen Krieg leistete, davon giebt am besten eine Schrift Kunde, die berufen war großes Aufsehn zu machen, weil sie mit schlichten Worten Thatsachen erzählte, deren Gräßlichkeit noch niemals mit so viel eindringlicher Wahrheit geschildert worden war. Es ist dieß: „Die Barmherzigkeit auf dem Schlachtfelde. Eine Erinnerung an Solferino von Henri Dunant.“ Ich werde später mehrfach auf diese Schrift zurückkommen und wir werden dabei finden, was wir Herrn Dunant zu danken haben und wie groß die Wirkung seines Buches sich erwies.

In den genannten Feldzügen zeigt die Feldsanität sich nur wenig mit der Zeit fortgeschritten, und daß sie nicht den Anforderungen des Krieges durch eigne Kraft zu entsprechen vermochte. Nur durch das Zuhilfekommen von ihr fremden Elementen war es möglich, daß die schweren Folgen ihrer Unzulänglichkeit nicht noch schwerer wurden.

Daß Oestreich seine schon früher gemachten Erfahrungen nicht besser benutzt hatte, daß es auch diejenigen jenes Krieges nicht nutzbar machte, und die Nichtbeherzigung empfangener Lehren immer neue Opfer kostete, ist etwas das schwer zu erklären ist.

Der Feldzug 1864 in Schleswig-Holstein fand wenigstens das preussische Sanitätswesen auf einem achtungswerthen Standpunkte. Wenn auch dieser engbegrenzte, für die Ausübung des Sanitätswesens von vielen günstigen Umständen begleitete Krieg keinen hinreichenden Maßstab gewährt, so zeigte es sich doch, daß das genannte Sanitätswesen wirkliche Fortschritte gemacht hatte und von einem sehr tüchtigen Chefarzte geleitet, keinerlei Veranlassung zu gerechter Klage gegeben zu haben scheint.*)

Die verbündete Armee, welche unter dem Oberbefehl des Generalfeldmarschalls von Wrangel am 1. Februar 1864 die Eider überschritt, zählte ca. 60,000 Köpfe. $\frac{1}{3}$ davon war von Oestreich gestellt, die beiden andern von Preußen. Die Stärke des österreichischen Corps ist im Laufe des Feldzugs nicht wesentlich verändert worden. Dagegen stieg die Kopfstärke der preussischen Feldarmee in der Actionsperiode, — die ersten 5 Monate —, allmählig bis auf ca. 36,500 (Anfangs Juli). Später erfolgte eine Verminderung. Es wurden davon durch Kriegswaffen verwundet: 3665 Mann, und zwar darunter 98 Proc. durch Schüsse. So sehr tritt bei den Kriegen der Gegenwart die Wirkung der übrigen Waffen in den Hintergrund.

Es kamen nur 23 Verwundungen durch Säbelhiebe vor, wovon nur einer tödlich war, und 26 Stichwunden durch Bajonnets, welche sämmtlich heilten. Außerdem waren 5 Verwundungen durch Kolbenschläge in Behandlung.

*) Wir folgen bei den nachstehenden Mittheilungen einer Broschüre, welche wir der Feder des bekannten und gelehrten Dr. Köfler, Generalarzt der k. P. Armee, verdanken: „Generalbericht über den Gesundheitszustand im Feldzug gegen Dänemark 1864.“

Die preussische Feldarmee hat in diesem Feldzug verloren:

- | | |
|--|---------------------|
| 1) In Folge von Verwundungen durch Kriegswaffen
(mit Einschluß der Gefallnen) | 738 Mann. |
| 2) In Folge anderer Beschädigungen (Unglücksfälle)
und Krankheiten | 310 " |
| | in Summa 1048 Mann. |

Das ist ca. 1,₆ Proc. ihrer höchsten Kopfstärke, — oder ein Verlust, dessen Geringfügigkeit gegenüber der errungenen Erfolge und der stattgefundenen Actionen das höchste Staunen erregen muß. Er ist ohne Beispiel und es lohnt aus mehr als einem Grunde, einen Augenblick bei diesem Gegenstand zu verweilen und nach den Ursachen eines so niederen Procentsatzes zu suchen.

Unter die Gründe, welche dieses merkwürdige Ereigniß erklären, dürfte zunächst das Kriegsglück zu rechnen sein, welches an die preussischen Fahnen dort, wie anderwärts gefesselt war. Dann aber nicht minder die gesicherte Verbindung innerhalb eines reichen Kriegsschauplatzes, dessen patriotisch gesinnte Bewohner die Pflege der Kranken in der eingehendsten Weise erleichterten. Vor allem aber die geschickte Leitung eines höchst umsichtigen und wohldurchbildeten Generalstabes, welcher auch bei den kühnsten Entwürfen die möglichste Schonung der Truppen niemals aus den Augen verlor.

Auch dort war es die Ueberlegenheit der preussischen Waffen, welche durch ihre überraschende Wirkung die Haltung des Feindes erschütterte und in Verbindung mit dem tapfern Muthe der Soldaten zu schnellen Erfolgen führte. Das Verpflegungswesen wurde mit Beiziehung der reichen Hülfsmittel vorzüglich verwaltet und geleitet.

Endlich trat das Feldlazarethwesen hier zuerst in einer neuen Organisation auf, welche, mit als zweckwidrig anerkannten Traditionen brechend, nur die möglichst vollkommene Erfüllung der Mission des Gesundheitsdienstes im Auge behielt.

Kann nun auch jener Feldzug der schon angeführten Umstände wegen nicht als Probirstein für die allseitige Zweckmäßigkeit dieser Organisation angesehen werden, so giebt Herr Dr. Löffler dem Feldsanitätswesen doch das Zeugniß, daß seine sämtlichen Elemente mit Intelligenz und Hingebung wetteiferten, ihre Aufgabe zu lösen.

Auch dort hat die freiwillige Privatpflege breiten Boden gewonnen

und ihre Thätigkeit erndete anerkanntermaßen große Erfolge. Sie war in den verschiedenartigsten, aber immer in practischen Formen thätig und wurde „als Ausfluß der Vaterlands- und Menschenliebe amtlicher Seits in keiner Form verschmäht“.

Angriffe befestigter feindlicher Stellungen, Uebergänge über Flüsse und Meeresarme bilden die hauptsächlichsten Gefechtsmomente des Feldzuges 1864, und obwohl gerade derartige Unternehmungen, unter allen Actionen die schwierigsten, von den Angreifenden die größten Opfer fordern, so ergab doch dieser Feldzug ein entgegengesetztes Resultat.

Durch Verwundung wurde in der preußischen Feldarmee ca. 3,8 Proc. ihrer höchsten Kopfstärke außer Kampf gesetzt.

Das Zahlenverhältniß der Officiere zur Mannschaft war dabei ungefähr wie 1 : 50 und sie waren bei den Gefallenen in etnem Verhältniß wie 1 : 18, bei den Verwundeten wie 1 : 15 betheilig. (Für den Tag von Alsen wie 1 : 10—11; bei Friedericia sogar wie 1 : 8—9.) Die Sterblichkeitsdifferenz betrug indeß fast 5 Proc. zu Gunsten der Officiere. Eine Erfahrung, welcher wir später bei dem amerikanischen Kriege nochmals begegnen werden, und welche ein sprechender Beweis ist, um wie viel günstiger dieses Sterblichkeitsverhältniß durch eine sorgfältige Pflege gestaltet wird. Daß dieselbe für den Officier in allen Fällen eher zu erlangen ist und erlangt wird, als für den Soldaten, liegt auf der Hand. Es muß aber auch hierin eine Umgestaltung in so fern erzielt werden, daß für den Verwundeten kein Rangunterschied besteht. Nicht daß der Officier eine weniger gute Pflege finden sollte, im Gegentheil, je besser, desto besser, — aber sie soll für den Einen wie für den Andern eine gleich gute, eine vollkommen gute sein.

Das Personal der Gesundheitspflege verlor in jenem Feldzug nur 2 Aerzte, 1 Feldapotheker, 2 Lazarethgehülfen und 4 Krankenträger. Man schließe daraus nicht, daß dasselbe auf dem Schlachtfelde säumig in der Erfüllung seiner Pflichten war. Das preußische Sanitätspersonal stand an Tapferkeit seinen combattanten Kameraden nicht nach. Wenn auch nicht berufen, sich mit den Waffen in den Kampf zu stürzen, erheischt doch sein schwerer Dienst nicht minder große Selbstverleugnung und die Aufgabe, in Mitten des Feuers auszuharren und mit ruhiger Ueberlegung und fester Hand, mit der Hülfe seiner Kunst auch Trost für den verwundeten Soldaten zu bringen, erfordert sicher einen hohen Grad festen

Muthes. „Der preussische Arzt wie das Personal der Sanität hat mit Hingebung seine Aufgabe, sowohl im offenen Gefecht, wie in den Tranchéen, beim Sturm Laufe, wie in den mit Kartätschen begrüßten Booten auf dem Menschen gelöst.“

Da übrigens das oben angeführte Verlustverhältniß sich nach dem Bestand der gesammten Armee berechnet, so ist es klar, daß es sich für die Truppentheile, die namentlich an den Actionen theilhaftig waren, wesentlich anders gestaltet. Viele sind in kein Gefecht gekommen.

Was den Verlust der Dänen anlangt, so bestehen für denselben keine zuverlässigen Angaben. Aber es wurden nach dem Sturm vom 18. April diesseits des Menschen ca. 400 gefallne Dänen begraben. Die Zahl der mit hinübergenommenen und am 19. April nach Menschen ausgelieferten Leichen betrug nach dänischer Angabe 100. In die dänischen Lazarethe sollen in diesen Tagen gegen 800 Verwundete gelangt sein.

Von den 1222 Dänen, die während des Feldzugs in preussischen Lazarethen Verpflegung fanden, stammen 638 vom 18. April.

Hiernach betrug der dänische Verlust an Todten und Verwundeten ca. 1900, d. h., da der Effectivstand der in das Gefecht gekommenen dänischen Truppen höchstens 12,000 Mann betragen haben dürfte, ca. 16 Proc. Preussischer Seits kamen ca. 16,000 ins Feuer, von welchen 1157 fielen oder verwundet wurden, also nur 7 Proc.

Herr Dr. Köppler fügt diesen Angaben, die von seiner Umsicht und seiner practischen Schätzung der Verhältnisse zeugende Bemerkung bei: „Der Gesundheitsdienst darf sich indeß bei seinen Voranschlägen mit diesem Maßstabe nicht begnügen. Jede ins Feld rückende Armee muß auf den Sieg rechnen, aber deßhalb eben vorbereitet sein, auch den Verwundeten des Feindes, welche in seine Hände fallen, Beistand und Pflege zu gewähren. Gewöhnlich veranschlagt man bei einem ernstem Gefecht die Zahl der Hülfbedürftigen auf 10 Proc. der eigenen Kopfstärke.“

So menschenfreundlich diese Ansicht auch ist, dürfte doch, so lange die Hülfsmittel der Feldsanität nicht ausreichen, den eigenen Verwundeten und Kranken eine schnelle und sichere Unterkunft und Pflege zu gewähren, dieselbe erst ziemlich spät daran denken, für die des Gegners zu sorgen. Denn wenn auch der Verwundete, ob Freund oder Feind, in allen Verhältnissen nur noch als hülfbedürftiger Bruder angesehen werden soll, so ist es doch nicht nur natürlich, sondern auch billig, daß man den eigenen

Leuten erst alle Sorgfalt schenkt, ehe man derjenigen des Gegners gedenkt.

Es ist daher weit besser, man nimmt fürs Künftige diese Sorge dem Sieger ab, welcher derselbe sich bisher in allen bekannten Fällen (der Feldzug von Schleswig kann hier in Wahrheit nicht in Frage kommen) nur in einer sehr mangelhaften Weise zu entledigen vermochte. Seien wir bemüht, die Mittel zu finden, welche gestatten, daß ein jeder der kämpfenden Theile innerhalb eines Feldzuges, auf Märschen, vor und nach Schlachten stets selbst für seine Verwundeten und Kranken zu sorgen vermag. Den Vorwurf einer schlechten, einer oft elenden Verpflegung wird er dann auch allein zu tragen haben und keine Entschuldigung für ihn ferner anzuführen sein. Am Tage von Alsen war die Differenz des Verlustes noch bedeutender. Von den preussischer Seite im Gefecht befindlichen 15,000 Mann: 359 Gefallne und Verwundete, wobei allerdings allein 250 Mann auf die Brigade Röder kamen, die etwas über 6 Proc. ihrer Kampfstärke verlor. Immerhin ein sehr günstiges Verhältniß gegenüber der hier gelösten Aufgabe. Der Uebergang über einen Meeresarm von nicht geringer Breite, im Angesicht des Feindes ist mit einem so geringen Verlust wohl noch nie in der Kriegsgeschichte ausgeführt worden. Noch weniger dürfte es sich je ereignet haben, daß der Verlust des die Ufer vertheidigenden Feindes sich viermal höher bezifferte.

Aber nicht die Waffen sind es, welche der im Felde stehenden Armee die größten Verluste zuziehen und die Reihen ihrer Combattanten lichten. Nach allen Kriegserfahrungen sind es vielmehr die Krankheiten, welche dieselbe zu fürchten hat. Auch dieser Satz bewahrheitete sich in Bezug der preussischen Feldarmee im Feldzuge 1864, soweit die Erkrankungen in Frage kamen. — In Folge der günstigen Verhältnisse bewahrheitete er sich nicht in Hinsicht auf die Todesfälle.

Die preussische Feldarmee hat in den 9 Monaten vom 1. Februar bis ult. October 1864 außer ihren Verwundeten: 26,717 Erkrankte und anderweitig Beschädigte der Hospitalpflege überwiesen, also 42,2 Proc. ihrer höchsten Kopfstärke.

Diese Summe ist zehnmal größer als die der Verwundeten und Gefallnen, dagegen hat die Armee außer den Gefallnen nur 310 Todesfälle zu beklagen.

In der dänischen Armee gestalteten sich diese Verhältnisse weit

weniger günstig. Djörup berechnet, daß sie excl. der Verwundeten 31,575 Kranke und unter ihnen 756 Todesfälle, also 2,4 Proc. hatte; er bezeichnet dieses Verhältniß als ein „außerordentlich glückliches“. Um so mehr hatte die preussische Armee Ursache, sich ihrer 1,1 Proc. zu erfreuen.

In der That scheint der Sanitätsdienst innerhalb ihrer in einer trefflichen Weise ausgeübt worden zu sein, und dürfte man zu einem System, welches mit solchen Zahlen seine Güte gewährleistet, Vertrauen fassen.

Der letzte Feldzug hat nun zwar bewiesen, daß auch das preussische Sanitätswesen noch nicht an dem endlichen Zielpunkt angelangt ist, aber sicher steht es demselben am nächsten. Wir werden später mit seinen Einrichtungen eine nähere Bekanntschaft machen.

Es war im Uebrigen der preussischen Armee in dem Feldzuge 1864 nichts von Kriegsanstrengungen erspart worden. Von Seuchen blieb sie, Dank den getroffenen Maßnahmen und der geregelten Verpflegung, allerdings verschont, aber was sonst an gesundheitsfeindlichen Einflüssen unvermeidlich mit einem Feldzug verbunden ist, hat sie reichlich gefunden.

Märsche von ungewöhnlicher Ausdehnung, theils mitten im Winter auf schneeverwehten oder eisglatten Wegen, theils in der Gluth des Hochsommers, Quartiere in Kuhställen, Bivouacs ohne Stroh und Feuer auf gefrorenen Sturzäckern, ein angestrebter Vorposten- und ein noch anstrengenderer, psychisch wie physisch aufreibender Dienst bei den Belagerungsarbeiten und in den Laufgräben — alles das sind sprechende Momente, welche beweisen, daß jener Feldzug nicht zu den militärischen Spaziergängen gehört und daß die Anforderungen, welche er an die körperliche wie moralische Spannkraft der Armee stellte, nicht zu unterschätzen sind. Die Sieger von Düppel und von Alsen fanden hierbei eine treffliche Schule, die späterhin ihre Früchte tragen sollte.

Die veränderte und verbesserte Organisation, durch welche sich bereits in dem gedachten Feldzuge 1864 das preussische Feldsanitätswesen auszeichnete, war die Folge der vorhergegangenen Kriege in der Krim und in Italien und der dort gemachten Erfahrungen, welche von diesem Staate sorgsam beobachtet worden waren.

Aber auch in anderen Staaten erhoben sich auf Grund dieser Er-

fahrungen berufene und mahnende Stimmen, welche, gestützt auf so viele beklagenswerthe, nicht zu leugnende Vorgänge, es als eine dringende Pflicht erkannten auf die vorhandenen Uebelstände hinzuweisen und für deren Abhülfe in Wort und Schrift zu kämpfen.

An den entscheidenden Stellen scheint man auch vollständig die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß Abhülfe nothwendig und daß sie eine Pflicht bilde. Nur über das „wie“ waren die sonst übereinstimmenden Meinungen getheilter Ansicht.

Man begann in verschiedenen Staaten das Kriegsheilwesen umzugestalten, hier etwas beizufügen, dort etwas wegzunehmen; nur an wenigen Orten fand eine durchgreifende und zweckentsprechende Regeneration in seinen nothwendigsten und doch schwächsten Theilen statt.

Zumeist blieb es wohl bei dem guten Willen. Das alte Trümmerwerk wurde neu überkleidet, den Reglements einige Paragraphen beigelegt, und da man Angesichts des Friedens immer viele Zeit zu haben glaubt, schob man auf morgen, was heute gethan werden konnte. In der Absicht das Beste zu schaffen, unterließ man die Herstellung des Guten.

Und dann: das Sanitätswesen umzugestalten, es namentlich so zu gestalten, daß es den humanen, ziemlich weitgehenden, aber nicht unbillichen Forderungen unserer Zeit entspricht, es dermaßen zu vervollkommen, daß es auch unter den schwierigsten Verhältnissen der ihm gestellten Aufgabe in zuverlässiger Weise entspricht, einen Mechanismus herzustellen, der in keiner Lage seine Dienste versagt, das ist eine Aufgabe, die nicht in Tagen gelöst werden kann. In dem ganzen Umfang der Kriegswissenschaft, welche nicht arm ist in der Lösung schwieriger Aufgaben, ist keine, welche an Schwierigkeit dieser gleichsteht.

Man weiß das. Und mancher Vorschlag zum Besserwerden blieb unausgeführt, weil der Glaube seines Werthes fehlte. Mancher andere fand nur eine halbe Ausführung und deßhalb vor dem Prüfstein der Praxis keine Bewährung. Vieles blieb auf dem Papiere stehen, was vielleicht des Versuches werth gewesen wäre.

Und obwohl im Verlaufe aller dieser Zeiten dem Sanitätswesen einige Verbesserungen zu Theil wurden, die für den Felddienst berechnet waren, wohin z. B. die Aufstellung oder Vermehrung der Sanitätscom-

pagnieen zu rechnen sind, so waren es doch nur halbe Maßregeln die man traf. Der Friedensdienst wurde zwar wie überall, so auch bei der Sanität bestens betrieben und zeichnete sich durch musterhafte Ordnung und namentlich durch ein munter blühendes Listenwesen aus, für die feste Organisation des weit bedeutungsvolleren Dienstes im Felde geschah meistens so gut wie nichts.

Es scheint, als habe die rechte Kraft gefehlt: einer jener Männer, welche mit dem zähen Willen der Ueberzeugung das Geschick der Organisation verbinden.

Es ist merkwürdig! Wir finden unter den Generalstabsärzten aller Armeen höchst begabte und tüchtige Männer, Männer, welche auf der Höhe ihrer Wissenschaft stehen und zu ihren Leuchten sich zählen dürfen, aber abgezogen durch das Studium ihres Faches und den mit ihm verbundenen mannigfachen Arbeiten, scheinen sie nicht Zeit gefunden zu haben, ihren ganzen Scharf sinn auf die Lösung des hier vorliegenden Problems zu wenden.

Es hat große und berühmte Generaladjutanten, eben solche Generalquartiermeister und noch berühmtere Generalcommissäre gegeben, die in der schwierigen Kunst Armeen zu discipliniren, zu vertheilen, auszurüsten und zu verproviantiren Ummwälzungen bewirkten und Systeme erfanden, welche bis heute in Geltung sind. Die Kriegsgeschichte bewahrt die Namen dieser Genies der Organisation, aber sie hat unter ihnen noch keinen Generalstabsarzt, welcher als Generalsanitätsdirector seinen Namen durch ein neues System der Kriegsheilpflege berühmt gemacht hätte. Es scheint nicht, als ob wir dessen Erfindung einem Fachmann verdanken sollten, denn große Gelehrsamkeit, welche immer an ein gutes Theil Theorie gebunden sein wird, wirkt auf alle freie geistige Schöpfung eher hemmend als fördernd. Warten wir der Ankunft des neuen Propheten; denn ein jeder kommt, wenn seine Zeit da ist.

Die Feldsanitätspflege blieb trotz allem, was ihr beigelegt worden war, in der Hauptsache und in ihrem innersten Wesen in fast allen Staaten auf dem alten Standpunkte stehen. Auf ihm fand sie der letzte und neueste Krieg.

Wird auch jetzt noch jener alte Standpunkt als ein genügender bezeichnet werden dürfen? Werden auch die in ihm gesammelten, mehr als traurigen Erfahrungen vergeblich nach Abhülfe schreien?

Wiewer und wieder sei es gesagt:

Eine unabweisbare Pflicht der Humanität und der Civilisation der Gegenwart gebieten gleichmäßig, das Feldsanitätswesen auf eine Basis zu stellen, von der aus es allen Anforderungen des Krieges, vom ersten Tage seines Beginns an zu entsprechen vermag.

Wir wiederholen es, weil die Wiederholung die mächtigste aller Redefiguren bildet.

König und Staat verlangen mit Recht von dem Soldaten eine unbegrenzte und treue Hingebung mit Blut und Leben. So lange deutsche Fahnen auf blutigen Schlachtfeldern wehten und deutsche Soldaten für König und Vaterland in den Kampf zogen, muß von ihnen gesagt werden, daß sie, selbst in den schwierigsten Verhältnissen und fast in allen Fällen den an sie gestellten Anforderungen mit einer rührenden Aufopferung nachkamen und ihre Pflichten erfüllten. Sollte man nun nicht zu erwarten berechtigt sein, daß auch der Staat seinerseits die Pflichten nicht minder gewissenhaft, nicht minder aufopfernd und eifrig erfüllen wird, welche ihm dem treuen und tapferen Soldaten gegenüber obliegen?

Und giebt es wohl für den Staat eine höhere Pflicht, abgesehen von den Pflichten, welche ihm die Menschlichkeit an sich auferlegt, als für seine im Felde verwundeten und erkrankten Soldaten mit Darbringung jedes Opfers und in der umfassendsten Weise zu sorgen?

Oder erscheint es für die Stellung und Bedeutung des Staates passend, wenn er sich in der Ausübung dieser Sorge durch seine Bürger übertroffen findet und er dem freien Willen dieser das zu thun überläßt, was selbst zu thun, er verpflichtet ist? Durch die Pflichten, welche der Staat dem Soldaten auferlegt, erhält derselbe zweifelsohne auch Rechte, unter denen die Sorgfalt für seine Pflege und Heilung oben an steht.

Der im heißen Kampf verwundete Soldat muß wissen, daß er sofort und jedenfalls vor dem Ende des Tages verbunden sein, und daß ihn die anbrechende Nacht wohlgeborgen und liebevoll gepflegt in einem zweckmäßig eingerichteten Hospital der eignen Armee finden wird.

Das muß er nicht nur erhoffen können als einen Glücksumstand, es muß ihm werden, wie etwas, das sich von selbst versteht.

Man frage, wie es aller Orten damit stand.

Daß es so sein soll, ist auch in den Medicinalreglements, den alten wie den neuen, mit kategorischer Bestimmtheit zu lesen, und manches andere Zweckmäßige nebenbei; aber wie steht es damit in der Wirklichkeit, wie bei der Ausführung? Es fehlten für die letztere wenigstens sehr **nothwendige**, um nicht zu sagen fast alle Mittel.

„O, mein Herr,“ sagte ein alter Feldweibel zu mir, der, in der Schlacht bei Königgrätz schwer verwundet, drei Tage unverbunden theils auf dem Schlachtfelde gelegen, theils sich umhergeschleppt hatte, bis er endlich, dem Verschwachten nahe, zufällig aufgefunden und in eine Unterkunft gebracht wurde, von wo er sich nach 14 Tagen in einem Hospital aufgenommen sah — „o! mein Herr, das Schicksal, das mich betroffen, war das von Hunderten. Sie hätten das jammervolle Geschrei nach Wasser und Brod hören sollen, was die armen Verwundeten auf dem Schlachtfelde ausstießen, es tönt noch jetzt in meinen Ohren. Verwundet sein ist nicht das Schlimmste, aber hülflos und verlassen sein und diese Qualen des Durstes leiden, das brennt mehr als die Wunden. O! der Durst, der Durst, was war er für ein Feuer. Hunderte, mein Herr, Hunderte sind verschwachtet, und guter Leute Kinder waren unter ihnen.“

„Aber das ist nicht möglich,“ entgegnete ich, um nur etwas zu sagen.

Der alte Soldat sah mich mit einem ernstern, fast vorwurfsvollen Blick an. Er legte feierlich die eine Hand auf die heilige Schrift, welche auf dem Tisch neben ihm lag, und erwiederte:

„Ich habe niemals gelogen, ich schwöre Ihnen auf dieses Buch, daß es ist, wie ich Ihnen sagte.“

Später wird sich Gelegenheit finden, ausführlich hierauf zurückzukommen. Für jetzt noch die Bitte, daß diejenigen, welche diesem Buche einige Aufmerksamkeit schenken, in ihrer Geduld nicht ermüden. Ein Stoff wie der vorliegende, der namentlich gegenwärtig durch die allgemeine Dienstpflicht für Jedermann bedeutungsvoller geworden ist, bedarf der vielseitigen Beleuchtung. Viele Worte sind über ihn gesprochen und geschrieben worden und es wird noch vieler Worte bedürfen, ehe sie sich in ein practisch brauchbares Resultat verwandeln.

Wem zur Erreichung eines hohen Zieles andere Mittel nicht zu Gebote stehen, als diejenigen, welche in der Kraft des einfachen Wortes

liegen, dem muß wenigstens die freie Bahn des offenen Wortes in ausgedehnter Weise zugestanden werden.

Nur eine rückhaltlose Aussprache schließt die Möglichkeit ein, das Nichtgute durch Gutes, das Mangelhafte durch Vollkommneres zu ersetzen.

Der Gegenstand ist ernst genug, um den ganzen Ernst und die volle Würde der Wahrheit beanspruchen zu dürfen. Jede Schönrednerei, jedes Verdecken und Uebertünchen —, alles Dinge, welche schon vieles Unglück verschuldeten, würden den hier erkannten Mißständen gegenüber unwürdig erscheinen.

Bewusste Selbsttäuschung ist gleichbedeutend mit der Täuschung anderer. Bei Einrichtungen, von denen Leben, Gesundheit und Wohlergehen Tausender von braven Soldaten abhängig ist, wird beides zu einer vorwurfsvollen Handlung.

Jede Unterlassungssünde rächt sich; in keinem anderen Falle aber ist ihre Wirkung eine so unberechenbar tiefe und weitgreifende, als in dem hier zu besprechenden.

Ein Gegenstand, der so innig mit dem zukünftigen Wohl des Volkes, welches heutzutage die Armee bildet, verknüpft ist, darf sich der allgemeinen Theilnahme wohl versichert halten, und wenn dieses Werk, um seiner Offenheit willen, Angriffe erfahren sollte, darf es erwarten auch Vertheidiger zu finden.

Der Muth, welcher eine Gewohnheit des Soldaten ist, bewährt sich nicht allein auf dem Schlachtfeld, sondern eben so wohl bei dem Kampfe für eine Idee.

Fontenelle glaubte eines Tages einer Entschuldigung zu bedürfen, daß er über gewisse Untersuchungen von Leibniz, die eben keinen großen Aufwand von Verstandeskraften erfordert hatten, sich weitläufiger verbreitete: „man muß, sagte er, einem Mann wie Leibniz sehr verpflichtet sein, wenn er für das öffentliche Wohl etwas auszuführen unternimmt, wozu kein Genie gehört.“ Aber Arago, der berühmte Arago, fügt diesen Worten bei: „Ich kann solche Scrupel nicht theilen; heut zu Tage werden die Wissenschaften aus einem zu hohen Gesichtspunkte angesehen, um Anstand zu nehmen, Unternehmungen, welche Wohlergehen und Gesundheit in den Kreisen des Volkes verbreiten, nicht in die erste Reihe der Arbeiten zu setzen, welche den Wissenschaften zur Ehre gereichen.“

III.

Das Sanitätswesen von ehemdem.

Es ist nicht Zweck dieser Blätter, eine Geschichte des Sanitätswesens zu schreiben, wie es war ehemdem und wie es sich im Laufe der Zeiten gestaltete. Im Grunde haben wir es nur mit dem Zustand zu thun, in welchem es heute besteht. Aber zur vollen Beleuchtung desselben erscheint es trotzdem wünschenswerth, einige Blicke auf das zu werfen, was weit hinter uns liegt. Sei es um die Aehnlichkeiten zu finden, sei es um aus ihnen zu erkennen, wie sehr wir noch in der Kriegsheilpflege auf einem Boden stehen, welcher von Anderem längst verlassen wurde, und wie gering in Wirklichkeit die Fortschritte sind, deren es sich in Bezug seiner inneren Einrichtungen zu rühmen hat.

Daß hierbei von dem rein wissenschaftlichen Standpunkt abgesehen wird, welcher gegenwärtig in dem angewandten Sanitätsdienst eine so anererkennungswerthe hohe Stufe einnimmt, daß betreff seiner kein Vergleich mit früheren Zeiten statthaft oder überhaupt möglich ist, dürfte selbstverständlich sein. Dieser rein wissenschaftliche Standpunkt steht aber bei der Beurtheilung der sanitätlichen Leistungen im Felde nur in zweiter Linie. Denn es ist offenbar zuerst nothwendig für den Verwundeten überhaupt und in allen Fällen die Möglichkeit zu sichern, daß er in die Hände der Wissenschaft gelangt, da ihm sonst alles andere wenig nützen dürfte. Wenn er auf dem Schlachtfelde ohne Hülfe verbluten muß, wird ihm der Gedanke nur geringen Trost gewähren, daß sich in den fernern Ambulancen und Hospitälern ausgezeichnete Aerzte befinden, welche mit Ungebuld darauf warten, daß er Zuflucht und Hülfe bei ihnen sucht. Ihn sicher und ungefährdet aus dem unendlichen Gewirre der Feldschlacht dahin zu bringen, das allein ist die **schwierigste Aufgabe**. Wer den Verwundeten verbindet, ob ein Professor der Chirurgie oder ein Feldchirurg, das ist demselben für den ersten Augenblick vollkommen gleichgültig, wenn er nur weiß, daß er verbunden wird.

Es ist eine längst erwiesene Wahrheit, daß es im Kriege nicht auf die Anzahl, sondern auf die Güte der Truppen ankommt, und die Geschichte

aller Zeiten und aller Völker bestätigt dieselbe. Es ist die alltäglich sich geltend machende Thatfache von der kleinen, aber intelligenten Minderzahl, welche die große plumpe Masse unterwirft. Unerfrockene, wohlunterrichtete und von klugen Feldherren angeführte Soldaten schlagen numerisch weit stärkere Armeen, welche der gleich guten Disciplin, des Geistes und Vertrauens und vor allen der verständigen Anführung entbehren. Hunderttausend Soldaten sind an sich nichts, so lange ihnen der Hunderttausend und einte fehlt, welcher es versteht, sie zu commandiren.

Aber jede Minderzahl, welche siegen will, muß unter allen Umständen gesund sein. Gesund an Geist und Körper, denn aus dieser Harmonie entspringen erst die übrigen großen Tugenden des Soldaten: Stärke, Ausdauer, Geschicklichkeit und Muth.

Auch der beste Feldherr wird mit einem kranken Material nur wenig zu leisten vermögen, und alle großen Generale kannten daher vollständig den Werth gesunder Soldaten, in denen allein die Eigenschaften sich vereinigen, welche den Sieg gewinnen und den Operationen Sicherheit verleihen. Sie alle wendeten daher ihr Augenmerk der Gesundheitspflege zu und kämpften gegen die Schwierigkeiten, die sie einem Stand entgegenstellt, der einen jeden seiner Schritte von Gefahren umgeben findet. Auch die weiseste Vorsicht vermag es nicht, die Quellen der Krankheiten zu verstopfen, denen der Soldat durch seinen Beruf fortwährend ausgesetzt ist, aber es liegt darin nur ein Bewegungsgrund mehr, mit sorgfamer Aufmerksamkeit über die Ursachen zu wachen, welche die Gesundheit zerrütten, um desto eher sie entfernen und ihren Folgen vorzukommen zu können.

Schon in der Cyropädie finden wir verschiedene Stellen, welche deutlich beweisen, daß sich die Feldherren zu den Zeiten des Cambyses und Cyrus mit der Gesundheit der Soldaten beschäftigten.

„Sobald ich den Thron bestieg,“ sagt Cyrus zum Cambyses, „war ich bemüht, Aerzte und Wundärzte zu bekommen, und ich kann mir schmeicheln, einige von den erfahrensten um mich zu haben.“

„Aber die Aerzte“, antwortete Cambyses, „sind wie Altslicker, die alte Kleider ausbessern; denn ihre Arbeit bezieht sich bloß auf verstümmelte und unpäßliche Körper. Es wäre eine edlere Bemühung,“ fügte er hinzu, „dahin zu trachten, um den Krankheiten zuvorzukommen und zu verhindern, daß sie sich nicht unter den Truppen ausbreiten.“

„Und wie kann ich das machen?“ fragte Cyrus.

„Es bedarf dabei weniger der Mitwirkung der Aerzte,“ entgegnete Cambyses, „als vielmehr der eines vorzüglichen Verstandes. Wenn Ihr Euch in einem Lande aufhaltet, so sehet, daß Ihr an einem gesunden Ort das Lager schlaget“ — — u. s. w.

Man sieht in dem Rückzug der Zehntausend, daß Xenophon verschiedene Verwahrungsmittel gegen die Gefahren gebrauchte, denen die Gesundheit seiner Truppen ausgesetzt war. Man findet bei dem Vegetius ein ganzes Capitel über die Mittel, das Wohlbefinden innerhalb der Armeen zu erhalten, und man darf jedenfalls nach allen Ueberlieferungen annehmen, daß die Alten nicht mit Recht der Nachlässigkeit in Besorgung und Abwartung der Krankheiten beschuldigt werden können. Uebrigens steht es fest, daß ihre Kranken von Aerzten verpflegt wurden, entweder in einer Art von Feldlazareth, das Hygin Valetudinarium nennt und in das Lager setzt, oder in besondern Kammern, wie es Vegetius ausdrücklich sagt. Diese letztere Methode scheint die gewöhnlichste gewesen zu sein. Sie mögen übrigens ihre Kranken im Felde verpflegt haben wie sie wollen, so scheint doch die Anzahl derselben im Verhältniß gegen die Kranken in unsern Armeen, nur unbedeutend gewesen zu sein, und obschon die Aerzte des Alterthums ein vollkommenes Stillschweigen über die besonderen Krankheiten der Kriegersleute beobachteten, so hat man doch gegründete Ursache anzunehmen, daß in den Armeen der Alten hauptsächlich die prophylactische Arzneikunst getrieben und die eigentliche Heilkunst desto mehr verabsäumt wurde, je weniger man derselben bedurfte.

Während spätere Zeiten ihre Aufmerksamkeit mehr auf die Wirkungen, als auf die Ursachen richteten, bemühten sich die Alten durch alle Arten von Mitteln den Krankheiten zuvorzukommen, mit denen die Truppen bedroht waren.

Leider muß gesagt werden, daß mit dem Vorschreiten der Geschichte durchaus kein Vorschreiten der Kriegsheilpflege verbunden war. Jahrhunderte hindurch blieb sie auf demselben Standpunkt stehen. Mit dem Verfall der Sitten, der Rückkehr zu barbarischen und rohen Gebräuchen, dem allgemeinen Verfunkensein in einem Sumpf von Verdummung und Aberglauben, bei dem Stillstand aller Wissenschaft und Kunst, in aller der Finsterniß, welche das Mittelalter überdeckte, darf man nicht erwarten die Heilkunst bei Armeen gepflegt zu finden, welche sich von Raub,

Mord und Brand nährten und innerhalb der alle Greuelthaten wucherten. War doch damals überhaupt fast die ganze Heilpflege zugleich mit anderem Wissen in das Innere der Klöster geflüchtet, oder wurde außer ihnen nur hier und da noch von heilkundigen Frauen geübt.

Wir können eine große und lange Periode überspringen, denn wir finden nichts in ihr, was für unsere Zwecke dienstbar wäre, es sei denn die Negative, daß jedenfalls auch damals, wo von einer Feldsanitätskunst keine Rede war, die Menschen auf den Schlachtfeldern an ihren Wunden verbluteten, starben und verkümmerten, wie es heute auch geschieht und geschehen ist.

Auf ein mehr oder minder kommt es gegenüber den erwiesenen Thatfachen an sich nicht an.

Als mit den stehenden Heeren zugleich die Systeme und Principien der eigentlichen Kriegskunst erfunden und festgestellt wurden, wendete man auch der Kriegsheilkunst sein Augenmerk zu. Sie bildete einen Zweig der vielgliedrigen Armeearganisation. Wie es aber Menschen giebt, welche die Kunst besitzen, ihre Physiognomie durch viele Jahre hindurch vor Veränderung zu bewahren, und welche immer dasselbe Gesicht zeigen, so giebt es auch Einrichtungen, die in dem Wechsel aller Zeiten der Hauptsache nach dieselben geblieben sind und bei denen man heute noch, trotz des veränderten Zuschnittes der äußeren Gewandung, trotz anderer Namen und mancherlei von Thaten, den ursprünglichen Typus wiederfindet. Sie bewahrten ihre Schwächen mit sorgfamer Geduld, ihre Schwerfälligkeit wuchs mit der Zahl ihrer Jahre und spurlos ging an ihnen Erfahrung und Zeit vorüber. Sie beweisen, daß das große Gesetz der ruhenden Körper eben so auf die todte, wie auf die lebendige Materie Anwendung findet.

Zu diesen Einrichtungen zählt sich in gewisser Beziehung die Kriegsheilpflege!

Die Pflege und Hülfe, welche der verwundete oder erkrankte Soldat in früheren Kriegen fand, war eine derartige, daß sie überhaupt kaum von einem vernünftigen Menschen mit jenen Worten bezeichnet werden konnte. Schon der gesunde, schlagfertige Mann wurde in Zeiten, wo der Werth des Menschen an sich ein sehr untergeordneter, oft zweifelhafter war, nur als nutzbarer Gegenstand betrachtet. Von welchem Standpunkt daher der nicht mehr auszunutzende Soldat angesehen wurde, ist leicht zu denken.

Es gab nun allerdings bei allen Heeren sogenannte Feldhospitäler, aber wenn schon jetzt, trotz der ungeheuren Hilfsquellen, welche sowohl die Eisenbahnen, als eine reiche Bevölkerung für den Transport der Verwundeten und Kranken in die Hospitäler bieten, dieser Transport sehr häufig gar nicht oder nur sehr unzureichend bewirkt werden kann, so läßt sich schließen, wie es um das alles damals stand.

Als die Schlacht bei La Hogue von den Engländern gewonnen worden war, wurde die Siegesnachricht in London mit grenzenloser Freude aufgenommen. Der Jubel war ein allgemeiner und, erzählt Macaulay, nachdem er die Beweise der Dankbarkeit des englischen Volkes gegen seine tapferen Soldaten geschildert: „während die Gefallenen so geehrt wurden, blieben auch die Verwundeten nicht vernachlässigt. Fünfzig Wundärzte mit Instrumenten, Bandagen und Arzneien reichlich versehen, wurden eilends von London nach Portsmouth geschickt. Es ist“, fährt er fort, „für uns nicht leicht, uns einen Begriff zu machen, wie schwer es **damals** war, Hunderten von Verwundeten **schnell** ein bequemes Obdach zu verschaffen. Jetzt hat jede Grafschaft, jede große Stadt einen geräumigen Palast, in welchem der ärmste Landmann, der ein Glied gebrochen hat, ein treffliches Bett, einen geschickten Arzt, eine sorgfältige Wärterin, gute Arzneien und angemessene Krankenkost findet. Jedoch damals war im ganzen Lande kein einziges durch freiwillige Beiträge erhaltenes Krankenhaus. Selbst in der Hauptstadt waren nur zwei Gebäude den Verwundeten zugänglich: die beiden uralten Hospitäler von St. Thomas und St. Bartholomäus. Die Königin gab Befehl, in diesen beiden Hospitälern auf Staatskosten Vorkehrungen zur Aufnahme der Verwundeten zu treffen.“

Zu dieser Erzählung des gelehrten Historikers sei nur bemerkt, daß es nicht allein damals schwer war, Hunderten von Verwundeten **schnell** bequemes Obdach zu verschaffen. Es scheint, daß diese Kunst noch immer nicht gelernt wurde. Als übrigens damals die Königin gesehen, wie schwer es war, Obdach und gute Pflege zu finden für diese Tausende von Tapfern, welche verwundet nach England zurückgeführt waren, faßte ihr tieffühlendes Herz den Plan, den Palast zu Greenwich in ein Hospital zu verwandeln. Kein anderer Plan lag ihr so am Herzen. So lange sie indeß lebte, wurde zur Ausführung desselben nichts gethan. Als sie aber todt, schien ihr Gemahl zu bereuen, daß er ihre Wünsche